

Neue Deutsche Hefte

**Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«**

INHALT

Villy Sörensen Tiger in der Küche · **Karl-Alfred Wolken** Gedichte · **Ernst Topitsch** Staat und Mythos in den archaischen Hochkulturen · **Julius Overhoff** Aspekte des dreizehnten Jahrhunderts in Europa und Asien · **Ernst Bloch** Das Tor-Motiv · **Rainer Wuthenow** Erinnerung an Bordeaux · **Kurt Ihlenfeld** Die Stalinstädter Grundsätze · **H. M. Enzensberger** Analyse der Taschenbuchproduktion 2. Teil · **R. H.** Anmerkungen zum neuen Roman Robbe-Grilletts · **Hans Daiber** Ruhm im Dezimalsystem · **K. G. S.** Bibliographie romanischer Zeitschriften
Buchbesprechungen

Heft 58

M A I 1959

VERLAGSORT GÜTERSLOH

SIGBERT MOHN VERLAG

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

Heft 58 – Mai 1959

Villy Sörensen: Tiger in der Küche	97
Karl-Alfred Wolken: Gedichte	115
Ernst Topitsch: Staat und Mythos in den archaischen Hochkulturen . .	117
Julius Overhoff: Aspekte des dreizehnten Jahrhunderts in Europa und Asien	131
Ernst Bloch: Das Tor-Motiv	143
Rainer Wuthenow: Erinnerung an Bordeaux	146

BLICK IN DIE ZEIT

Kurt Ihlenfeld: Die Stalinstädter Grundsätze	153
Hans Magnus Enzensberger: Analyse der Taschenbuchproduktion 2. Teil	161

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Anmerkungen zum neuen Roman Robbe-Grilletts	167
Eberhard Horst: Karl Demus / Das schwere Land. Gedichte	170
Hans Schwab-Felisch: Jeannie Ebner / Die Wildnis früher Sommer. Roman	171
Gunar Ortlepp: Karl Wawra / Kindern Eintritt verboten. Roman	173
Rudolf Hartung: Marek Hlasko / Der achte Tag der Woche	174
Heinz Albers: Kurtmartin Magiera / Im Paradies 9. Roman	175
Joachim Günther: Kurt Matthies / Summe des Wanderns	176
Klaus Wagenbach: Wolfgang Kayser / Die Vortragsreise	178
Jürgen v. Kempski: Ernst Topitsch / Vom Ursprung und Ende der Metaphysik	179

FORUM

Hans Daiber: Ruhm im Dezimalsystem	181
K. G. S.: Bibliographie romanischer Zeitschriften	183
Notizen	184

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM (zuzüglich Zustellgebühr); einzeln 3,50 DM; für Studenten im Abonnement 2,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

I

Zwei Brüder, die erst vor kurzem von Hause fortgezogen waren, erhielten beide zur gleichen Stunde von ihrer verlassenen Mutter ein Telegramm: Sofort heimkommen. Tiger in der Küche.

Da Steen, der ältere, und Fif, der jüngere, nicht an demselben Ort in der Welt wohnten, hatten sie keine Gelegenheit, den Wortlaut des Telegramms gemeinsam zu bereden, aber sie zweifelten nicht daran, daß der Wahnsinn gleich einem Raubvogel auf das vereinsamte Hirn ihrer Mutter herabgestoßen war, und eilten so schnell nach Hause, daß es keinem gelang, vor dem anderen anzukommen. Im gleichen Augenblick traten sie durch die Gartenpforte, die schon so alt war, daß man sie nur schließen konnte, indem man sie mit einem Stück Draht am Zaun befestigte. Sie lösten den Draht und standen gleich darauf im Garten. Längs des Weges, der zu dem roten Hause führte, hielten Lavendelbüsche, aufrecht wie Zinnsoldaten in blauen Uniformen, Wache vor den Rosen, die sich keusch und fraulich im Winde wiegten.

Ihre Hände griffen nach demselben Türklopfer, denn es gab nur diesen einen, und ließen ihn mit einem Ton gegen die Tür fallen, der wehmütig wie von einer arangierten Glocke klang. Als der Ton erstorben und alles so still war, daß das Summen der Bienen in den Lavendelbüschen donnergleich dröhnte, hörten sie die ängstliche Stimme der Mutter:

„Wer ist da?“

„Wir sind es“, antworteten sie wie aus einem Munde, und mehr brauchten sie nicht zu antworten; die Tür ging auf, die Mutter stand da, und sogleich sahen sie, daß sie bis zu dieser Stunde mehr Zeit durchlebt hatte, als seit ihrer Abreise vergangen war. Ihre Haare waren vorher braun gewesen, nur die ältesten an der Spitze schon grau, jetzt waren sie plötzlich alle weiß. Einst waren ihre Augen blau gewesen, jetzt war die Farbe aus ihnen herausgeschwemmt, und sie waren grau geworden. Und ihre Gestalt war eingeschrumpft, die feine Röte, die man häufig auf den Wangen alternder Frauen gleich einer vagen Erinnerung an eine gefühlvolle Jungmädchenzeit ahnt, hatte sich durch die Abmagerung des Gesichts zu blutroten Streifen zusammengezogen. Ihr Blick suchte erst hinter den Brüdern, als fürchte sie, wilde Tiere dort auf der Lauer liegen zu sehen, dann erst wendete sie sich ihnen zu mit Tränen, so durchsichtig, daß die Augen durch sie zu sehen waren, und sagte:

„Wie dünn ihr doch geworden seid! Und ich kann euch nicht einmal etwas zu essen geben wegen des Tigers, der in der Küche sitzt.“

Es zuckte um den Mund der Brüder, und daher vermochten sie nichts zu sagen. Der Vater kam heraus, in der einen Hand einen Band des Konversationslexikons; die andere hielt er ihnen entgegen. Die Söhne drückten sie etwas verlegen; denn sich zu begrüßen, war eine altmodische Sitte, die zuviel Zeit

kostete und bei der jungen Generation nicht mehr üblich war. Auch der Vater war mager geworden, doch war sein Gesicht nicht im ganzen eingeschrumpft, sondern nur hier und da runzlig und gefurcht, so daß er jetzt das Aussehen eines sehr erfahrenen und ziemlich gelehrten Mannes bekommen hatte.

Die Mutter nahm den beiden Söhnen die Mäntel mit gleicher Liebe ab, sie selber gingen mit dem Vater in die Wohnstube.

„Ihr wißt, eure Mutter kann ihre eigenen Ideen haben, aber niemals meine“, sagte er und seufzte. „Wir bekommen nie mehr etwas zu essen, weil sie behauptet, in der Küche säße ein Tiger. Selbstverständlich wollte ich hinausgehen und ihn fortjagen, aber sie hat die Tür zugeschlossen und den Schlüssel versteckt. Jetzt sitze ich hier und lese im Konversationslexikon über Tiger nach, und da steht alles mögliche, aber nichts davon, daß sie in Küchen leben.“

„Ich habe das früher auch nie gesehen“, gab die Mutter zu, die gehört hatte, was der Vater sagte; denn sie war jetzt auch ins Zimmer gekommen. – „Es war vorigen Samstag, das Kalbfleisch war gekocht und stand in einer Schüssel auf dem Küchentisch, ich wollte es holen – da saß so ein Tiger mitten in der Küche und brüllte wie ein Löwe. ‚Pack dich‘, sagte ich, ‚und sei hübsch artig‘; aber was glaubt ihr wohl, er kam auf mich zu, auf allen seinen vier Beinen, und knurrte, so daß ich hinauslaufen und die Türe zuschließen mußte, und zwar von außen!“

„Seid ihr denn seitdem nicht in der Küche gewesen?“ fragten die Söhne wie aus einem Munde.

„Wir können doch nicht hineingehen, solange er dort sitzt.“

„Aber woher wißt ihr denn, daß er noch dort sitzt, wenn ihr seitdem nicht drin gewesen seid?“

„Oh, man hat noch nie gehört, daß Tiger durch geschlossene Türen gegangen sind. Und dann hätten wir es doch gemerkt.“

„Es muß eine Täuschung gewesen sein“, sagte Steen. „Das gelbe Licht von der Lampe und die schwarzen Schatten, die die Lampe wirft – das kann sich wohl zusammen wie ein Tigerfell ausnehmen.“

„Wenn ihr mir nicht glauben wollt, könnt ihr ja selbst hinausgehen und nachsehen“, sagte die Mutter weinend.

„Genau das, was ich immer gesagt habe“, meinte der Vater, und alle drei versammelten Männer waren bereit hinauszugehen.

„Nein“, rief die Mutter erschrocken, „so habe ich es nicht gemeint.“

Aber Steen, der ein Forscher war, setzte seinen Tropenhelm auf den Kopf und nahm seinen Revolver in die Hand, und nach langen Verhandlungen gab ihm die Mutter schließlich den Schlüssel und zugleich die Erlaubnis, ihn zum Aufschließen der Küchentür zu benutzen, doch unter der Bedingung, daß Fif, der keinen rechten Beruf hatte, um einem Tiger zu imponieren, sich vorsichtig zurückhielt. Das erste, was durch die langsam geöffnete Küchentür hineinkam, war der geladene Revolver, gleich darauf folgte Steen im Tropenhelm, der Vater mit seinem ältesten, zum Schlage erhobenen Spazierstock, Fif mit weitauferissenen Augen und die Mutter, eine Hand auf seinem Arm.

Auf dem Fußboden lag – ein Riesentiger und schlief. Natürlich war der Anblick furchtbar, aber die Schnurrhaare des Tigers wehten in seinem eigenen Atem wie schüchterne Grashalme im Wind. Steen indessen richtete seinen Revolver auf das Herz des Tigers; er wußte, wo es saß, wenn man es auch nicht sehen konnte, und wollte ihn erschießen, ehe er aufwachte. Aber unglücklicherweise erwachte er bei dem Knall, erhob sich auf alle seine vier Beine, zuerst jedoch auf die vorderen, gähnte und sog dabei so viel Luft in sich hinein, daß sie zusammengepreßt in seiner soliden Luftröhre pff. Er richtete seine kleinen hellen Augen auf die Eindringlinge. Es war wie ein eiskalter, nebeliger Abend, wenn der Wind einem über das Haar fährt und es zu Berge stehen läßt.

„Das ist aber sonderbar“, sagte Steen und wog den Revolver in der Hand, „mit diesem Revolver habe ich ein Nashorn durch seine Lederhaut geschossen. Ob er wohl ein normaler Tiger ist?“

„Könnte er wohl“, stotterte Fif, der etwas jünger war als Steen, „ein verwünschter Prinz sein?“

Und während die Mutter ihn am Arm zog und sie alle aufforderte, wieder hinauszukommen und die Tür abzuschließen, betrachtete er den Tiger – und irgendwo tauchte es in ihm auf, wie er als Kind im Zoologischen Garten derselben Stadt vor dem Käfig des Tigers gestanden und zu ihm gesprochen hatte – ohne Antwort zu bekommen, ihm zugeblinzelt hatte, ohne die starren Augen des Tigers zutraulicher zu machen, ja, ihn angebrüllt hatte, um sich ihm in dessen eigener Sprache verständlich zu machen. Aber der Tiger war und blieb blasiert, und Fif hatte, trotz seiner wenigen Jahre, geweint wie ein verschmähter Freier; er hätte es als größtes Glück seines Lebens betrachtet, diesen Tiger zum Spielkameraden zu haben. In seinen Träumen hatte er mit ihm gespielt, mit ihm gekämpft, mit ihm gekost – und jetzt, wo dies alles in ihm auftauchte und er wiederum einem Tiger von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, wurde ihm das Herz schwer und begann heftig zu klopfen, und er fühlte das Bedürfnis, etwas für den Tiger zu tun.

„Ob er wohl Hunger hat“, sagte er und trat auf ihn zu. Da aber die Mutter seinen einen Arm immer noch festhielt, sah er sich gezwungen, dem Tiger den anderen hinzustrecken.

„Paß auf“, rief der Vater, „Tiger können kräftig beißen!“

„Wenn wir ihm nichts zu fressen geben, wird er wohl uns fressen“, antwortete Fif, und da Steen zur Bekräftigung nickte, nahm er ein Stück von dem gekochten Kalbfleisch auf dem Küchentisch und reichte es dem Tiger hin. Der richtete seine kalten Augen wie zwei Eisbrocken auf sein Gesicht, Fifs Hand begann zu zittern, und er ließ das Kalbfleisch fallen. Aber der hellrote Rachen des Tigers fing es behende im Fluge auf und verzehrte es im Handumdrehen. Und wohl zum Zeichen, daß er noch nicht satt sei, hob er seine Schnauze zu Fifs Hand auf. Rasch ergriff diese noch ein Stück, und mit dem ging es genauso. Erst beim dritten Mal hatte er zu dem Tiger so viel Zutrauen gewonnen, daß er ihm das Kalbfleisch hinreichen konnte, ohne es fallen zu lassen.

„Hör doch auf“, rief die Mutter, „er frißt ja unser ganzes Kalbfleisch.“

„Das Kalbfleisch ist das wenigste“, antwortete der Vater, „wenn wir selber nur gesund bleiben.“

Steen hielt den Revolver unentwegt auf den Tiger gerichtet, nicht so sehr, um auf ihn zu schießen, denn die Kugeln schienen ja bei diesem Tiger nicht zu wirken, sondern nur, um ihn zu schrecken. Fif sah mit immer größer werdenden Augen, daß die Schüssel bald leer war, jetzt waren nur noch Kartoffeln übrig, und es verhielt sich für die Zukunft nichts Gutes, daß der Tiger seine bunte große Nase rümpfte, bevor er seine Zähne über dieser Pflanzenkost schloß. Wenn alles vertilgt und der Tiger doch nicht satt war – denn niemals war ein Tiger noch von gekochtem Kalbfleisch mit Kartoffeln satt geworden –, wen würde er dann zuerst fressen?

„Nicht alle Tiger fressen Menschen“, sagte Steen, der offenbar an genau dasselbe dachte, „nur manchmal gibt es Menschenfresser unter ihnen.“

„Wie kann man denn feststellen, ob dieser Tiger da kein Menschenfresser ist?“ fragte die Mutter.

„An den Streifen“, sagte Steen zur Beruhigung, aber natürlich haben alle Tiger Streifen.

Da reichte Fif dem Tiger die allerletzte Kartoffel hin und ließ sie fallen, und der Tiger fing sie aus der Luft auf. Steen richtete seinen Revolver mit noch größerer Sorgfalt auf den Tiger, auch der Vater holte mit seinem Spazierstock so heftig aus, daß dieser fast den Boden hinter ihm berührte und die Mutter ein wenig zur Seite treten mußte. Aber der Tiger, der doch unmöglich satt sein konnte, schleckte sich das Maul, damit die Sauce nicht in den Schnurrhaaren klebenblieb, dann kehrte er ihnen den Rücken, was sehr beruhigend wirkte; denn von hinten gesehen ist sogar ein großer dicker Tiger verblüffend klein und schwächling im Verhältnis zu seiner Größe. Und ohne auch nur ein einziges Mal den Kopf zu wenden, lief er durch das schwarze Loch in der Wand, das zur Speisekammer im Keller hinunterführte.

„Ih“, jammerte die Mutter, „unten stehen alle die eingemachten Früchte.“

„Die eingemachten Früchte sind das wenigste“, entgegnete der Vater, „wenn nur wir selbst am Leben bleiben.“

„Das ist eine gefährliche Geschichte“, sagten beide Söhne und waren sich sofort darin einig, daß etwas getan werden mußte. Vorläufig stellte sich Steen mit seinem Revolver am Schacht zur Speisekammer auf die Lauer, so daß die Mutter endlich die Möglichkeit bekam, in der Küche Essen zuzubereiten. Fif wurde, wie einst als Kind, zum Metzger geschickt und ging in die Stadt; denn es war kaum ratsam, etwas aus der Speisekammer zu holen.

Nachdem sie gegessen und dem Tiger Milch hingestellt hatten, blieben sie lange sitzen und besprachen, wohin man sich wenden sollte, um den Tiger loszuwerden. Die Eltern hielten es für das Nächstliegende, einen Tierschutzverein anzurufen, die Söhne wendeten jedoch ein, daß es sich in diesem Falle nicht darum handele, Tiere zu schützen, sondern Menschen, und daran hätten die Tierschutzvereine schwerlich Interesse. Sie wollten den schönen Tiger vielmehr dem Zoologischen Garten anbieten, aber sie wußten nicht, ob Zoolo-

gische Gärten ihnen angebotene Tiere selber abholten oder ob sie verlangten, daß man sie hinbrächte. In letzterem Falle würde es nicht nur ziemlich teuer kommen, sondern auch sehr schwierig sein, ihn hinzutransportieren; denn er war zu groß, um in einem Fahrradkorb zu sitzen.

Um diese Zeit hatte der Vater aus alter Gewohnheit die Nachrichten im Radio aufgedreht, um zu hören, ob neue Kriege ausgebrochen waren; aber das allererste, was sie von dem Ansager hörten, war zu ihrer eigenen Überraschung das sehr aktuelle Wort: *Die Tigerplage*.

Natürlich spitzten sie alle die Ohren, so gut sie nur konnten, und nachdem der Sprecher ausführlich über alle Witterungsverhältnisse im In- und Ausland berichtet hatte, wurden ihre Ohren für die Anstrengung belohnt:

„Es verlautet aus vielen Teilen des Landes, daß sich gelbe Tiger mit schwarzen Streifen in Häuser friedlicher Bürger eingeschlichen haben, um sich mit Vorliebe in Kellern oder Vorratskammern verborgen zu halten. Dieser drohenden Ausweitung des soliden Tierbestandes unseres Landes stehen alle völlig verständnislos gegenüber, und das um so mehr, als der Direktor des Zoologischen Gartens persönlich dem Radionachrichtendienst meldet, seit Menschengedenken sei kein einziger lebender Tiger aus dem Garten entwichen. Da beim Landwirtschaftsministerium und verschiedenen anderen Behörden immer mehr Anfragen eingehen, wie man der Tigerplage mit Erfolg zu Leibe rücken kann, möchten wir nicht unterlassen mitzuteilen, daß es nutzlos ist, Rattengift auszulegen, weil es sich ja hier nicht um Ratten handelt, sondern um Tiger. Irgendein offizielles Tigergift herzustellen, ist noch nicht geglückt. Sofern man genauere Auskünfte wünscht, wird gebeten, sich in den Lesesaal der Königlichen Bibliothek zu begeben, der wegen seiner geringen Benützung zum vorläufigen Sitz des Tigerkongresses umgewandelt worden ist. Alle einigermaßen vernünftig gestellten Fragen werden dort beantwortet, soweit sie Tiger betreffen und überhaupt beantwortet werden können.“

„Da müssen wir hin“, sagten die beiden Brüder sofort, als der Sprecher dazu übergegangen war, von den augenblicklichen Kriegen zu reden. Und Steen setzte seinen Tropenhelm wieder auf und zeigte seinem Vater, wie er den Revolver halten müsse, falls der Tiger sich wieder zeigen sollte, und Fif nahm drei Schreibblöcke mit; er wollte genug Papier haben, um alle Auskünfte als Stütze für sein Gedächtnis zu notieren. Darauf nahmen sie Abschied von den Eltern, die jetzt satt und einigermaßen beruhigt waren, verhiessen bald wiederzukommen und gingen in den kalten, nebligen Abend hinaus, wo der Wind ihr Haar sträubte, so daß Steen den Tropenhelm festhalten mußte.

II

Im Saal waren so viele Menschen, daß sie nur dessen Decke und die Kronleuchter sehen konnten, die sich dort aufhielten. Unter den Anwesenden murmelte einer immer lauter als der andere, so daß der, der am allerlautesten murmelte, rufen mußte, um die anderen zu übertönen. Er rief sonderbare

Tiernamen, Rentier, Eule und Kohlraupe, so daß Steen verwundert aber höflich die Hand an seinen Tropenhelm legte und den ersten besten fragte:

„Entschuldigen Sie, ist hier nicht der *Tigerkongreß*?“

„Doch, er sollte wohl hier sein“, antwortete der erste beste befriedigt, denn er hatte gerade dasselbe fragen wollen. Steen und Fif drängten sich durch, was nicht lautlos abging. Da nämlich der ganze Fußboden mit Zehen bedeckt war, konnten sie es nicht vermeiden, auf einige zu treten, und obschon auf zehn Zehen nur ein einziger Mensch entfiel, gab es beständig jemanden, der schimpfte. Auf diese Weise kam Steen mit mehreren Leuten in Berührung, die er kannte, und Fif wurde ab und zu von dem Gefühl ergriffen, das einen überkommt, wenn man ein bekanntes Gesicht zu sehen meint und es doch nicht kennt, und er kannte es auch wirklich nicht.

Als sie sich eine geraume Zeit durchgedrängelt hatten, standen sie plötzlich vor einer Schar ungewöhnlich großer Menschen, doch gerade als sie sich bescheiden vor diesen Riesen zurückziehen wollten, stießen ihre Füße gegen etwas Hartes; es war das Podium, auf dem die großen Menschen standen, ohne groß zu sein.

Mit vieler Mühe gelangten sie auf das Podium hinauf und wurden gleich allen anderen, die schon oben standen, Ohrenzeugen einer wissenschaftlichen Diskussion, die von gelehrten Stimmen rings um einen langen Tisch, der auf dem Podium stand, geführt wurde.

Der eine Gelehrte meinte, *felis tigris* müsse man als ein gelbes Raubtier mit schwarzen Streifen beschreiben, der andere meinte ganz im Gegenteil, man müsse es als ein schwarzes Raubtier mit gelben Bändern ansehen. Schließlich einigten sie sich dahin, daß es darauf ankomme, wie man es betrachtete, und gleich darauf wurden sie auch darüber einig, daß es als sonderbar bezeichnet werden mußte, wenn plötzlich Tiger in einem Lande auftauchten, in dem sie außerhalb des Zoologischen Gartens früher nie gesehen worden waren. Eine hohe Fistelstimme, die sich als Professor der Geographie vorstellte, neigte zu der Ansicht, es sei ungünstigen klimatischen Verhältnissen in der bisherigen Heimat der Tiger zuzuschreiben; eine tiefere Stimme, offenbar ein Psychologe, meinte, daß es vielmehr psychologische Gründe haben müsse. Er habe vor allem das Verhältnis zwischen der Sprache des Tigers und dem Brüllen des Menschen studiert, sagte er, völlig zerstreut, denn er meinte natürlich das Gegenteil.

„Das Brüllen des Tigers ist die Masse seiner Triebe zu Lauten sublimiert“, fuhr er fort. „Die Sprache des Menschen dagegen ist ein Verkehrsnetz zwischen den Menschen wie das Eisenbahnnetz zwischen den Stationen. Jetzt frage ich: Ist es immer so gewesen? Oder ist auch der Mensch ursprünglich ein brüllendes Geschöpf und hat er nun, ganz unbewußt, seine Eisenbahnen mit Tigern kompensiert? Mit anderen Worten: muß man die Tiger als Tiere von der Gattung der Katzen auffassen, oder nicht vielmehr als Halluzinationen, die durch menschliche Bedürfnisse hervorgerufen sind?“

„Nach der Entwicklungslehre“, wendete eine zoologische Stimme ein, „gibt es keine Beweise dafür, daß zwischen Tiger und Mensch ein besonders intimes

Verhältnis besteht. Alle Wege zum Menschen gehen über den Affen, meinetwegen auch über den Brüllaffen, aber man kann keine Querverbindung zwischen Tiger und Mensch herstellen.“

Während der Psychologe versicherte, daß der Zoologe seine Worte nicht gänzlich mißverstanden habe, preßte sich Steen nach vorne durch und fand einen Platz am Tisch der Gelehrten. Da schrie die Stimme, die die Versammlung ununterbrochen mit lustigen Tiernamen unterhielt: „Tiger!“

Jeder Einzelne der Anwesenden zuckte zusammen, sogar die Wissenschaftler sprangen von ihren Plätzen auf; während aber die Leute unten vor dem Podium lange auf ihren Beinen stehenblieben, sanken die Männer der Wissenschaft sofort wieder auf die Sitzflächen der Stühle und auf ihre eigenen zurück und schnaubten: „Blödsinn!“

Unten im Saale jedoch sahen Fifs neugierige Augen ein junges Mädchen mit braunem Haar oben und roten Backen zu beiden Seiten des Kopfes aufspringen und rufen:

„Ich hab’ den Tiger“, worauf einige klatschten; andere, die die Kunst verstanden, auf den Fingern zu pfeifen, taten dieses.

Um zu untersuchen, wieso dieses Mädchen vor allen anderen einen Tiger haben konnte, mußte sich Fif denselben Weg zurück bahnen. Er dachte, sie habe womöglich einen Tiger unter dem Tisch sitzen, was doch in einer so großen Versammlung sehr unvorsichtig gewesen wäre; als er aber vom Podium herunter und an einen großen runden Tisch kam, um den viele herum saßen und noch mehr herum standen, sah er, daß sie alle eine Karte mit bunten Abbildungen von vielen verschiedenen Tieren vor sich hatten. Es traf sich, daß die Karte, auf die sein Blick fiel, einer Frau in Regenmantel und Hut gehörte, aber das war nicht weiter auffällig; denn damals trugen die Damen auch im Hause Hüte.

„Ja, ich sitze hier im Regenmantel“, sagte sie und nickte ihm lächelnd zu – sie war ein wenig zu alt, um jung zu sein, dafür aber doppelt jugendlich –, „denn gerade als ich kam, war die Garderobe in die Luft gegangen. Es wirbelte von Schirmen und Herrenhüten, es war vollkommen wahnsinnig. Aber haben Sie auch beachtet, wie viele Menschen hier drin sind, tausend – das langt nicht, zweitausend noch viel weniger. Wir spielen Bilderlotto; wenn wir ein bißchen zusammenrücken – oh, Sie sind so lieb dort drüben, ein bißchen zusammenzurücken –, dann gibt’s vielleicht auch für Sie noch ein Plätzchen, wenn wir recht eng sitzen, vielleicht! Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie wahnsinnig hübsch es ist! Als kleines Mädchen war es mein größtes Vergnügen, Bilderlotto zu spielen; aber im Laufe der Jahre wird der Ernst des Lebens je länger, je ernster, kurz: man hat nicht mehr Zeit, Bilderlotto zu spielen. Aber es ist wahnsinnig spannend – dazusitzen und darauf zu warten, daß etwas auftaucht, was man auf einer leeren Karte hat, und dann plötzlich, wenn man es am wenigsten erwartet – dann taucht es ganz unerwartet auf – ja, da hören Sie, ich hab den Storch; Storch, Storch Steiner, mit die langen Beiner, mit den roten Strümpfen . . .“

Ein Bündel von Händen brachte den Storch zu ihrer leeren Karte.

„Aber warum spielen Sie hier eigentlich Bilderlotto?“ fragte Fif erstaunt.

„Jetzt, wo Sie es selbst sagen, *muß* ich es wirklich zugeben – ich hatte es auch nicht erwartet, daher war es eine Überraschung. Können Sie sich etwas so Wahnsinniges vorstellen – da sitzt in meiner Küche ein Königstiger! Nie hätte ich gedacht, daß ich das einmal erleben würde! Verstehen Sie sich auf Tiger? Sind sie stubenrein? Beißen sie? Ich bin, ehrlich gestanden, hergekommen, um in Sicherheit zu sein, und die prächtigen Behörden haben das Bilderlotto eingerichtet, um uns arme obdachlose Menschen zu unterhalten.“

Sie trocknete die Augen, während der Ausrufer: „Hornfisch“ rief, und eine Stimme begeistert antwortete: „Ich habe den Hornfisch!“

„Das heißt ja die Zeit vergeuden“, sagte Fif unruhig. „Auf diese Weise rücken wir doch den Tigern nicht zu Leibe. Wenn wir für die Tiger kein Futter beschaffen, dann bleiben sie nicht in den Küchen sitzen, dann kommen sie vielleicht heraus und fressen uns.“

„Nein aber, wissen Sie“, sagte die Dame im Mantel empört, „das wäre ja noch schöner, wenn die Tiger auch noch verlangen, versorgt zu werden. Wenn sie gratis Unterkunft bekommen, ist das doch wohl genug! Dieses Tigerpack!“

Ärgerlich wendete sich Fif den Nächstsitzenden zu, um zu sehen, ob sie seine Worte nicht vernünftiger aufnahmen, aber unmittelbar neben ihm saß ein Bursche in blauem Pullover, dem so viel Schlaf in den Wimpern klebengeblieben war, daß er kaum aus den Augen gucken konnte. Fif schickte sich an, ihm den Schlaf aus den Wimpern zu zupfen, doch da schloß der Bursche die Augen. Vielleicht war es eine Reflexbewegung, vielleicht aber tat er es auch, um Fif nicht ansehen zu müssen, und dadurch wurde es schwieriger, die Wimpern zu fassen zu kriegen. In diesem Augenblick stand das junge Mädchen, das beim Bilderlotto den Tiger gehabt hatte, vor ihm; in ihrem runden Bauernmädchengesicht stieg eine gefühlvolle Röte auf, ihre Augen waren blau und blank.

„Glauben Sie wirklich, daß die Tiger uns fressen, wenn wir ihnen kein Futter geben?“

„Tja“, entgegnete Fif unbestimmt; denn er war sich dessen doch nicht ganz sicher.

„Dann muß ich nach Hause und kochen“, sagte das Mädchen und ging, soweit sich das in dem großen Gedränge machen ließ. Das erweckte allgemeine Aufmerksamkeit an dem runden Tisch, denn sie hatte ja den Tiger, dessen Bild das größte und also das wertvollste auf einer Karte war; auch Fif erschrak so, daß er die Wimpern des Burschen fahren ließ und ihr folgte. Vielleicht hatte der Tiger zu Hause die Eltern bereits mehr oder weniger verschlungen. Aber als er dann mit dem jungen Mädchen zugleich in den stürmischen, nebeligen Abend hinaustrat, konnte er es, entsprechend der gültigen Konvention zwischen Mann und Frau, nicht unterlassen, sie heimzubegleiten; das tat er denn auch mit einer seltsamen Unruhe wegen des Tigers daheim. Hin und wieder sah er das Mädchen an, sie schien ihm recht hübsch zu sein, doch war irgend etwas an ihrem Körper, das so viel Raum beanspruchte, daß für die

Schönheit zu wenig Platz blieb, obwohl sie vorhanden war, irgend etwas, das ihre Augen zu groß, ihren Mund zu breit, ihre Backen zu rot machte.

„Ich heiße Grete“, sagte sie in einem singenden Dialekt.

„Ach so“, sagte Fif.

„Und wie heißen Sie?“

„Ich heiße vorwärts und rückwärts gleich.“

„Ach so“, sagte Grete.

Während dieser Unterhaltung waren sie bis an ihre Haustür gelangt, sie blieb stehen und dankte ihm herzlich für seinen guten Rat, dem Tiger Futter zu geben. Und dann sagte sie aus irgendeinem Grunde:

„Übrigens bin ich ein anständiges Mädchen.“

„Das respektiere ich“, sagte Fif. Als er heimkam, war die Mutter sehr beunruhigt, weil Steen nicht mit war, und da der Tiger die Milch getrunken hatte, ohne die Zähne zu fletschen, wagte er es, das Haus wieder zu verlassen, um Steen vom Tigerkongreß abzuholen, obgleich das Wetter so dunkel und stürmisch war, daß es kein Vergnügen machte, draußen zu sein.

„Gimpel“, rief die Stimme, als er den Saal wieder betrat, der allmählich ebenso dicht von Tabaksrauch wie von Menschen erfüllt war; denn das Rauchen war nicht verboten. Obwohl es inzwischen später geworden war, befanden sich noch ebenso viele Menschen dort; gleichwohl gelangte er noch fast rechtzeitig nach vorn, um zu hören, wie sich sein Bruder an dem eckigen Tisch der Gelehrten gewichtig äußerte:

„An eine Änderung des Klimas glaube ich nicht; denn wenn sich das Klima geändert hätte, so müßte sich auch das Wetter geändert haben, und davon war in den Radioberichten nicht die Rede, vielmehr müssen die veränderten Verkehrsverhältnisse als Grund für das Auftreten des Tigers in unserem Lande betrachtet werden. Bekanntlich geht der Nahverkehr mit den entfernten Weltteilen jetzt so rasch vonstatten, daß keine Zeit mehr bleibt, Fahrscheine auszustellen oder an den Landungsbrücken eine Kontrolle durchzuführen. Folglich können die Tiger auf jedem beliebigen Schiff ungehindert an Bord gehen, und zu Schiff müssen die Tiger hierher gelangt sein, da sie nicht über die großen Meere schwimmen können, ohne unterwegs zu ertrinken. Wir haben also nichts anderes zu tun, als neue Häfen aus Materialien zu konstruieren, durch die die Tiger an ihrem Betreten gehindert werden. Es ist leichter, die Tiger fernzuhalten als sie auszurotten, wenn sie erst einmal aufgetaucht sind – Vorbeugen ist besser als Heilen“, schloß er mit einer alten Weisheit.

Diese Rede wurde mit großem Interesse angehört, und als Fif endlich so weit vorgedrungen war, daß er Steen am Ärmel zupfen konnte, war die Sache so weit gediehen, daß Steen, wenn auch noch an derselben Stelle, so doch schon am Rande des Aufbruchs stand.

„Grüße bitte schön zu Hause“, sagte er. „Ich muß sofort abreisen, um eine geologische Untersuchung der Häfen in der Heimat des Tigers vorzunehmen.“ Darauf nahmen die beiden voneinander Abschied, und Fif kehrte mit diesem Bescheid zu den Eltern heim. Die Mutter weinte ein bißchen, sagte jedoch nach einer Weile:

„Jetzt hat er doch etwas, wofür er reisen kann.“

Zum ersten Mal seit dem letzten Mal legte sich Fif im Heim seiner Kindheit zu Bett. Ihm war unruhig zumute. Der Sturm heulte, und später in der Nacht begann der Tiger zu brüllen, und von diesem Augenblick an bis in den hellen Morgen hinein bemühten sich Sturm und Tiger abwechselnd, einander zu übertönen. Als er schließlich am Morgen aufwachte, hatte er gar nicht geschlafen.

III

Als Steen eines Tages einen Hafen konstruiert hatte, der es Tigern unmöglich machte, an Bord eines Schiffes zu gehen, entstand in dem von Tigern geplagten Land so große Freude, daß die Bewohner beinahe vergaßen, daß sie ihre Tiger damit gar nicht losgeworden waren. Und doch bildeten diese eine immer größere Gefahr für sämtliche Menschenleben; denn es zeigte sich, wie recht Fif mit seiner Vermutung gehabt hatte, daß sie sich nur so lange zurückhalten würden, wie das Eingemachte in den Vorratskammern ausreichte, wo sie sich mit Vorliebe verborgen gehalten hatten. Als das Futter alle war, streckten sie zuerst ihre Schnauze, dann den ganzen Leib in die Eßzimmer und verspeisten dort die Jüngsten der Familie. Da Kugeln und Pulver, die doch beim Menschen so wirksam sind, an den gefährlichen Tieren stets abprallten, ergriff Panik die Menschen, deren Nerven ohnehin zerrüttet waren, weil alle zugunsten der Tiger gehungert hatten und zufolgedessen abgemagert waren.

An einem Spätsommertag, als die Zugvögel fortflogen und der Himmel kohlschwarz von soviel Leben war, ging Fif in den Zoo, um zu sehen, wie man dort die Tiger rationell fütterte. Obwohl er nicht wußte, ob das dort im Käfig derselbe Tiger war wie zu seiner Kinderzeit, nickte er ihm sofort wie einem alten Bekannten zu, aber der Tiger erwiderte sein Nicken nicht. Eben- sowenig waren seine Augen blasiert und kalt, sie waren schwarz, doch voll gelber Flammen, und in einem einzigen Satz sprang er mit allen seinen vier geschmeidigen Beinen dem sehr viel kleineren Weibchen auf den Rücken, das unter der schweren Last aufbrüllte und im Käfig rundum lief, um ihn abzuschütteln.

Da ja allmählich alle einen Zoologischen Garten zu Hause in der Küche hatten, war der Garten nur spärlich besucht, und vor dem Tigerkäfig standen außer Fif nur ein paar kleine Kinder, die über das Weibchen sagten: „So 'nen süßen kleinen Tiger hat Mutti auch zu Hause.“

Und als das Männchen allzu aufdringlich wurde, schrien sie wie das Weibchen und riefen: „Weg mit dir, du ekelhaftes großes Vieh!“

„Tiger sind gar keine richtigen Menschen“, sagte ein nachdenkliches Bürsch- chen, „wenn sie ihre Frauen prügeln.“

„Pah, das macht mein Vater mit meiner Mutter auch“, prahlte ein anderer Junge, der seine Eltern für richtige Tiger hielt.

Während die Zuschauer vor den Gitterstäben der Tiger wechselten, blieb Fif stehen und folgte sonderbar erregt ihren Spielen. Als er sich umwendete, um sich zu vergewissern, daß niemand sein Interesse für Tiger auffällig fand, entdeckte er, daß er von einem Mann beobachtet wurde, den er unverzüglich als den Direktor des Zoologischen Gartens erkannte; denn man merkte an seinem Anzug, daß er sich hier zu Hause fühlte. Er trug ein offenes, lustig kariertes Hemd und graue Sporthosen, aus denen die nackten Waden herausragten. Beide Arme, die fest in den Hosentaschen saßen, und das Gesicht waren übersät von großen rötlichen Sommersprossen, im übrigen war sein Kopf rund, mit weißgrauem Haar, einer großen weichen Nase voll beweglicher Borsten und einem breiten, schiefen Mund. Wie er da auf Fif zukam, der es jetzt vorzog, den Tigern den Rücken zu kehren, machte er überhaupt den Eindruck von etwas Verschwommenem, doch als er dicht vor ihm stand, waren die Augen im Kontrast zu dem ganzen übrigen Körper inmitten des Weißen kohlschwarz und durchbohrend wie Speere an ihrem spitzen Ende. Vielleicht wollte er Fif nicht erschrecken und vermied es darum, ihn anzusehen, er blickte merkwürdig forschend rechts und links an ihm vorbei.

„Haben Sie eine Eintrittskarte?“ fragte er in einem halb höflichen, halb gekränkten Ton. Fif suchte das gelochte Billett heraus, der Direktor nahm es, rümpfte die Nase, zerknüllte es und warf es weit fort.

„Das Billett war gültig“, sagte er mit einem Lächeln, das zumindest zweideutig war. „Sie haben keine Jahreskarte?“

Fif wollte scharf antworten, aber wie so oft, wenn er scharf antworten wollte, versagte seine Stimme, und er entgegnete fast stotternd: „Ein einzelnes Billett sollte doch wohl für einen einzelnen Besuch genügen.“

„Aber genügt ein einzelner Besuch – für Sie?“ fragte der Direktor und zwinkerte mit den Augen, und als Fif verwundert den Mund öffnete, ohne doch zu antworten, blieb auch der Direktor mit einem Grinsen um den halboffenen Mund und mit halb zugekniffenen Augen stehen, was beides zusammen ihm einen pffigen Ausdruck verlieh.

„Anhängliche junge Leute sollten oft in den Zoo gehen!“

Dieser Hinweis wurde so herablassend erteilt, daß Fif das Bedürfnis gefühlt hätte, den Direktor zu verdreschen, wenn er ein Raufbold gewesen wäre.

„Man kann wohl anhänglich sein, ohne in den Zoo zu gehen.“

„Sie nicht“, erwiderte der Direktor allwissend und schüttelte lächelnd den Kopf. „Sie sind zu intellektuell blasiert. Werden Sie kühn, mein Freund! Haben Sie von den Tigern gehört, die das Leben für die Menschen so bunt machen?“

„Sie zweifellos“, antwortete Fif rasch. „Wer mag jetzt noch in den Zoo gehen?“

„Sie zum Beispiel“, entgegnete der Direktor.

„Es ist das erste Mal – seit ich ein Kind war“, stotterte Fif mit rotem Kopf, und der Direktor nickte lange und vergnügt:

„Ja, ich weiß. Sie haben sich nicht sonderlich verändert, seit Sie ein Kind

waren. Da standen Sie auch stundenlang vor dem Tigerkäfig – waren Sie nicht ein bißchen verliebt in den Tiger da?“

„Ich bin hierhergekommen, um zu sehen, wie Tiger rationell gefüttert werden“, sagte Fif, nachdem seine Lippen sich lange lautlos bewegt hatten. „Deshalb habe ich so lange vor dem Tigerkäfig gestanden. Und jetzt gehe ich.“

„Ich komme mit. Mit Ihren schlaffen Knien können Sie nicht so schnell gehen, daß wir diese Unterhaltung nicht noch zu einem glücklichen Abschluß bringen könnten. Glauben Sie wirklich, daß man auf die Dauer für alle Tiger genügend Futter beschaffen kann? Sie haben schon mehr als einen Menschen mit Haut und Haar gefressen, das darf nur nicht in die Zeitung kommen. Ein Krieg zwischen Tigern und Menschen kann nur von den Tigern gewonnen werden, zumal sich die Tiger den Teufel um das Pulver scheren, das die Menschen erfunden haben. Die Menschen können ebensogut *sofort* Friedensverhandlungen einleiten.“

„Sie haben die Sache nicht durchgedacht“, sagte Fif, um zu protestieren. „Wir können nicht mit Tigern verhandeln, die unsere Sprache nicht verstehen.“

„Unsere Sprache nicht verstehen – wie das schon klingt! Glauben Sie, der Sinn des Lebens könnte in unserer oberflächlichen Sprache ausgesprochen werden, oder glauben Sie nicht, das Blut, das auch in den Tigern pulst, hätte eine tiefere Stimme als Ihre schwächtigen Stimmbänder?“

„Wenn wir keine Sprache hätten, nützte uns die Gabe der Rede nichts“, sagte Fif verwirrt, doch in der Absicht, das geistig Erschaffene über das biologisch Erzeugte emporzuheben.

„Oh, eine feine Antwort! Sie haben gewiß alle Ihre Examina mit Auszeichnung bestanden? Gehen Sie nach Hause und sagen Sie in Ihrer wohllautenden Sprache zu dem Tiger Ihrer Mutter in der Speisekammer: Mein lieber Tiger, wollen wir nicht Freunde sein? Dann wird der Tiger zweifellos antworten, vielleicht ein bißchen gebrochen: Ja, laß uns Freunde sein von der Wiege bis zum Grabe! Was glauben Sie, warum ist diese schreckliche Tigerplage über uns gekommen?“

„Die Verkehrsverhältnisse . . .“

„Jawohl, die Verkehrsverhältnisse“, sagte der Direktor wie ein boshafte Echo, „natürlich – Ihr braver Bruder ist der rechte Mann, mit dieser Sache fertigzuwerden. Können Sie mir dann erklären, weshalb wir immer noch mit den Tigern geplagt werden, jetzt, wo die Verkehrsverhältnisse so ausgezeichnet sind? Hätten nicht alle Tiger weggeblasen sein müssen in demselben Augenblick, wo der neue Hafen mit Pauken und Trompeten eingeweiht worden ist? Ach, Freundchen, Sie glauben ja selber nicht, was Sie da sagen.“

„Warum sprechen Sie zu mir wie zu einem Kind?“ fragte Fif mit Tränen der Wut in den Augen.

„Eben, weil Sie ein Kind *sind*. Menschen, die wie Sie in ihrer Kindheit irgendwie primitiv leben und in der Jugend umschlagen und blasiert werden, die werden nie erwachsen – bevor sie sich nicht durch eine kühne Tat wieder primitiv machen. Aber weinen Sie nicht darum, Sie und Ihre Zeitgenossen

können einander die Hand reichen. Früher pflegte man Menschen zu erschießen, wenn die primitiven Kräfte zu lebendig wurden. Um aber die Menschheit auf diese Weise zu heilen, müßten wir alle Menschen erschießen, und das können wir nicht. Jetzt ist es leichter, dem Feind von Angesicht zu Angesicht in unserem eigenen Hause zu begegnen – und ihn zum Freunde zu machen. Wer diesen Weg weist, kann eine gute Stellung als Erlöser kriegen. Wollen Sie das sein?“

„Ich?“ brach Fif aus und sah unwillkürlich an seinem abgemagerten Körper herunter.

„Ich habe Sie dazu ausersehen, seitdem ich sah, wie Sie als Kind dem Tiger verliebte Blicke zuwarfen. Das weckte in mir starke Hoffnungen für Ihre Zukunft! Nicht jeder läßt sich gleich auf einen schnellen kleinen Flirt mit einem Tiger ein.“

„Sagen Sie mir“, schrie Fif – und doch kam nur ein schwaches Flüstern über seine Lippen –, „wozu wollen Sie mich denn eigentlich haben?“

„Fragen Sie nicht so dumm, Ihr ganzer Körper verrät ja, daß Sie verstehen, was ich meine.“

„Das – das ist doch – ein Verbrechen . . .“

„Na, na, nur nicht so tugendhaft, sogar ich habe in meiner Jugend Moses studiert, ohne verdorben zu werden. Nur Verbrecher taugen dazu, die Welt zu erlösen, das weiß doch jedes Kind. Willst du einen Menschen bis auf den Grund kennenlernen, so mußt du mit ihm ins Bett gehen. Das gleiche gilt natürlich für Tiger. Nur wer die Sprache des Tigerblutes gelernt hat, kann mit Tigern verhandeln; Sie sind zu blasiert, um die Menschen zu kennen, Sie fürchten sich vor jungen Mädchen mehr als vor Tigern. Warum sind Sie nicht mit Grete die Treppe hinaufgegangen; sie war doch ein anständiges Mädchen und wollte es so gern.“

„Halten Sie Ihren Mund“, japste Fif ohne Erfolg.

„Weil Sie zu etwas Größerem bestimmt waren. Das sage ich nicht, um Ihnen zu schmeicheln. Jeder kann mit einem Mädchen ins Bett gehen, schwieriger ist es, mit einem Tiger ins Bett zu gehen. Und auch gefährlicher. Aber Sie verstehen die Weltlage so gut wie ich. Sie sind bedeutend klüger als Sie aussehen. Hier muß sich einer für alle opfern.“

Als der Direktor „opfern“ sagte, schrie Fif vor Entsetzen auf, die Haare sträubten sich an seinem ganzen Leibe und bohrten sich wie Lanzen in die Haut.

„Jaja“, sagte der Direktor und klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter; „es klingt so drastisch, aber Ihre Zukunft sieht keineswegs schwarz aus, sie ist, im Gegenteil, golden, vielleicht hie und da mit einem schwarzen Streifen. Sie opfern sich für die Menschheit, die Menschheit nimmt Ihr Opfer an – ohne zu erfahren, *wie* Sie ihr opfern; das verspreche ich Ihnen, diese Geschichte wird nie durch die Gitterstäbe dieses Käfigs herauskommen. Haben Sie wohl bemerkt, daß wir beiden hier immer noch stehen, obwohl Sie schon seit langem gehen wollten? In der Sprache, die Ihnen im Blute liegt, haben Sie zu meinem vorteilhaften Angebot längst ja gesagt, jetzt ist es nur noch eine

blasse Formalität, es mit Worten auszusprechen. Hören Sie zu: Sie erlernen die Tigersprache, Sie gehen von Haus zu Haus und befehlen den Tigern, Ihnen zu folgen. Wie ein neuer Rattenfänger von Hameln führen Sie die Tiger aus der Stadt hinaus, an Ihrem Wege stehen alle Menschen, schwenken Fahnen und rufen für Sie hurra! So ziehen Sie im Triumph in eine goldene Zukunft ein, durch Ihre – hm, Erlebnisse mit Tigern haben Sie Stoff für eine Schriftstellerei, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat; denn welcher Dichter hat je die Sprache der Tiger verstanden – die auch die der Menschen ist? Den Menschen erzählen Sie nur das, was Sie selber wollen, es ist Ihr gutes Recht, das meiste für sich zu behalten. Sind das nicht günstige Bedingungen?“ Fif schlotterte am ganzen Leibe, so daß der Boden unter ihm erzitterte, er vermochte nicht zu antworten, der Direktor aber streckte ihm seine sommersprossige Hand hin:

„Mit dieser Hand reiche ich Ihnen die Welt. Ich fordere nur *eines* als Entgelt, es ist ein sehr billiges Verlangen, ja eher ein Sonderangebot – denn wo sollten Sie mit den Tigern hin, wenn Sie sie nicht zu mir herausführten? Wir sperren sie in feste Käfige ein, auf diese Weise sind die verängstigten Menschen auf ewig vor Gefahren aus dieser Ecke sicher. Sie werden zugeben, daß ich alles aufs beste durchdacht habe. Wir setzen keinen Vertrag auf, ein Handschlag genügt unter Männern mit Händen. Na, geben Sie schon die Pfote!“ Zum ersten Mal während des ganzen Gesprächs richtete der Direktor seine schwarzen Augen auf Fif. Sie gingen ihm durch Mark und Bein, und während ihm schwarz vor Augen wurde, fühlte er, am ganzen Körper von Schauer gelähmt, wie sich seine rechte Hand langsam hob – und *plötzlich* von der großen sommersprossigen Hand des Direktors gedrückt wurde.

IV

Eines schönen Tages wanderte Fif von Haus zu Haus, besuchte mit Vorliebe Keller und Speisekammern und forderte die Tiger, die dort untergebracht waren, auf, ihm zu folgen. Wenn er in einem Hause war, saßen draußen die großen Katzen auf ihrem Schweif und boten, während sie auf ihn warteten, einen seltsamen Anblick; denn zusammen nahmen sie sich wie ein großer Goldklumpen aus, der mit schwarzen Bändern zusammengebunden war, aber wenn Fif mit einem neuen Tiger herauskam, dann bekam der Goldklumpen Beine, und die Bänder lösten sich auf, und dann ging ein elektrischer Strom von Begeisterung durch alle, die es sahen, im Anfang nur ganz wenige, dann viele, zuletzt immer mehr – und als Fif alle die Tiger in einem einzigen langen Zuge in den Zoo führte, war die Reihe der jubelnden Menschen noch länger und viel breiter. Fif ritt an der Spitze auf dem Rücken des größten Tigers, und unten zwischen den Beinen des Tigers liefen kleine Kinder und riefen:

„Mann, kannst du mit den Tigern richtig reden?“

Unter den jubelnden Menschen standen natürlich auch Fifs Eltern, die auch

die Eltern des berühmten Hafeningenieurs waren. Die Mutter benutzte einen Augenblick, wo sie vor Bewegung nicht allzu heftig weinte, dazu, um zu dem Vater, der ihr Mann war, zu sagen: „Ich habe ja immer gesagt, aus Fif wird noch mal etwas.“

Der Vater nickte, und kurz darauf starben sie beide.

Fif machte nicht den Versuch, die versammelte Menschenmenge zu zählen. Er senkte den Kopf, und dennoch merkten alle, daß er von all den Huldigungen, die ihm mit Recht zuteil wurden, sehr gerührt war. Am Eingang des Zoo stand der Direktor des Gartens persönlich mit einer Brust, die von Orden strotzte, er hielt eine Ansprache, in der er einesteils die Tiger herzlich willkommen hieß, andernteils Fif als den größten Tigererlöser der Welt pries. Man erwartete, daß Fif antworten werde, das wollte er aber nicht; er befand sich in einer sonderbar wehmütigen Verfassung, denn seine Wehmut war so übermächtig, daß sie ihn fast zu sprengen drohte, was Wehmut sonst selten kann.

Als die Tiger richtig abgeliefert waren und in ihren Käfigen saßen, atmete das ganze Land erleichtert auf. Durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete sich eine alberne Ausgelassenheit, die Höchsten und die Niedrigsten drückten einander aus lauter Übermut offiziell die Hand. Als Fif vom Zoologischen Garten nach Hause ging, fand sich niemand mehr, der hurra rief, seine Beine sahen ja nicht so festlich aus wie Tigerbeine, aber alle zeigten auf ihn und dämpften ihre Lustigkeit; denn die Bewunderung, die man für einen Menschen hegt, der mit Tigern umgeht, muß mit Schauder gemischt sein, wenn sie nicht verfliegen soll.

In der nächsten Zeit erfuhr er täglich große Gunsterweisungen. Da es keinen Tigerorden gab, bekam er den Elefantenorden, doch war sein Adelsschild gelb mit schwarzen Streifen und zugleich schwarz mit gelben Streifen. Durch einen allgemeinen Beschluß wurde er Ehrendoktor aller Universitäten zugleich, so daß er von jetzt an Dr. Fif hieß, und dann wußten alle, wer er war. Seine erste Schrift *Ich war auf Du mit den Tigern* wurde den Buchhändlern aus den Händen gerissen, und so erging es auch seinem nächsten Werk *Unter Tigern*. Noch nie waren ja bisher Bücher geschrieben worden, auf deren Blättern Menschen und Tiger auf gleichem Fuß miteinander verkehrten, und alle waren neugierig, zu erfahren, wie das zugeing. Und Dr. Fif saß, wenn auch nicht in seinem Elternhause, das man begonnen hatte, in ein Museum umzuwandeln, so doch in einem Hause seiner Geburtsstadt und schrieb, über Tiger und Menschen – aber wieviel er auch schrieb, da war immer etwas, über das er nicht schreiben konnte, und dieses *Etwas* war das Wichtigste; alle die Blätter aber, die er vollschrieb, waren Makulatur. Wie Künstler gezwungen werden, ehrlich zu sein, denn sie können an einem Mangel an Ehrlichkeit genauso gut ersticken wie andere Menschen an einem Mangel an Luft, so wurde er immer mehr zu der Wahrheit hin gezwungen, die in seiner Seele hinter Gittern saß – aber gerade, als er ihr ganz nahe kam, wurden seine Leser durch seine Art zu schreiben gereizt und warfen ihm vor, daß er nicht befriedigend erklärt hätte, *wie* es für einen Menschen möglich war, mit einem Tiger auf vertrauten

Fuß zu kommen. Weiter warfen sie ihm vor, er habe ihre Häuser, ohne zu läuten, betreten, um nach dem Tiger zu suchen, ja, zu guter Letzt klagten sie ihn an, er habe die Tiger ohne ihre Erlaubnis fortgelockt. Alle waren darin einig, daß sie zu ihrem Tiger in herzlichstem Verhältnis gestanden hätten, ja, es war geradezu die glücklichste Zeit ihres Lebens gewesen, als sie einen Tiger zu Hause hatten, so beruhigend, so spannend. Die Tigersehnsucht breitete sich aus wie eine Seuche, große Scharen von Pilgern zogen zum Zoologischen Garten und standen vor den zahlreichen Tigerkäfigen Schlange, um womöglich ihren eigenen Tiger wiederzuerkennen und einen liebevollen Gruß mit ihm zu wechseln. Der Direktor des Zoologischen Gartens rieb sich die sommersprossigen Hände: in einer einzigen Woche verdiente er plötzlich so viel wie in seinem ganzen bisherigen, ziemlich langen Leben.

Vor den Käfigen spielten sich Szenen ab – eine immer ergreifender als die andere. Begeisterung, einen geliebten und vermißten Tiger wiederzufinden, wechselte ab mit der Verzweiflung darüber, durch die unbeugsamen senkrechten Gitterstäbe auf ewig von ihm getrennt zu sein. Kinder weinten und wollten Tiger mit heimnehmen. Frauen erinnerten einander an die schöne Zeit, da ihre Küchen von einem goldenen Königstiger bewacht worden waren, ja, manche behaupteten gar, ihr Tiger habe Tag für Tag das Essen für die ganze Familie gekocht. Die Männer ballten die Fäuste, wenn sie Dr. Fifs Namen nannten, vor allem die jungen, die damals, als die Tiger frei herumliefen, in der Wiege gelegen hatten; die gefährlichen Raubtiere waren in ihren Herzen zu geheimnisvollen Kindheitserinnerungen geworden.

Obwohl jetzt für Tiger kein Futter mehr beschafft zu werden brauchte, war Dr. Fif, dessen Augen früher weltenfern tief im Kopfe gelegen hatten, jetzt so mager, daß seine Augen krankhaft heraustreten. Draußen vor allen seinen Fenstern standen wütende Scharen und hoben Plakate empor, auf denen sie ihre Tiger zurückforderten. Lange hatte er nicht mehr gewagt, sein Haus zu verlassen, da stieg auch in ihm eine Sehnsucht auf, die Tiger wiederzusehen; er öffnete ein Fenster und rief hinaus:

„Ruhe, Freunde, ich werde euch die Tiger wiederschaffen!“

Die Volksmenge tobte noch wilder, als sie den Tigerverführer im Fenster sah; doch als sie alle langsam merkten, daß er sprach, verstummten sie und hörten sein Versprechen argwöhnisch an. Denn sonderbarerweise freuten sie sich keineswegs darüber, sie ärgerten sich eher ein wenig; wenn er es nämlich einlöste, hatten sie ja keinen Grund mehr, gegen ihn zu toben, und damit waren sie gerade so gut im Gange.

Als aber der Lärm schwieg und es so still wurde, daß es in Dr. Fifs eigenen Ohren wie in Muscheln rauschte, merkte er, wie unmöglich es war, zu erfüllen, was er versprochen hatte. Der Direktor des Zoo würde die Tiger nicht herausgeben, die ihn zum reichsten Mann im Lande gemacht hatten; denn es war so weit gekommen, daß viele ihre Arbeit versäumten, um die Tiger anzugucken. Fif hatte nicht der Menschheit gedient, sondern dem Direktor – und doch hatte er die Menschen von einer großen Gefahr befreit, hatten

doch die Tiger damals den besten Willen gezeigt, einen Menschen nach dem anderen aufzufressen, solange der Vorrat reichte.

Da es also nicht leicht zu entscheiden war, ob der Direktor aus guten oder bösen Beweggründen gehandelt hatte, zog Fif bei Anbruch der Dunkelheit seinen Mantel an, um zum Zoologischen Garten hinauszuspazieren und ihn zu fragen. Aber just, als er an seinem Elternhaus vorbeikam, sah er, daß die Rosen verwildert waren und den Lavendel überwuchert hatten; das verwunderte ihn, und er blieb dort so lange stehen, daß die Vorübergehenden reichlich Zeit hatten, ihn wiederzuerkennen. Als das aber erst einmal geschehen war, flammte ihre Wut gegen ihn wieder auf, weil er ihnen die Tiger entlockt hatte, oder vielleicht auch, weil er versprochen hatte, sie ihnen wiederzuschaffen. Und noch ehe Fif Zeit fand, sich umzusehen, hatten sich so viele Leute angesammelt, daß sie nicht mehr zu übersehen waren. Obschon er einen weiten Heimweg hatte, mußte er jetzt um sein Leben laufen, und als die ersten Verfolger seinen Mantel gerade mit den Fingerspitzen berühren konnten, mußte er in eine Haustür flüchten, die nicht seine eigene war, und noch weiter die Treppen hinauf. Als die Verfolger ihm auch noch auf die Hacken zu treten begannen, rannte er in eine offenstehende Flurtür und warf sie hinter sich zu.

Als nun eine Zimmertür sich langsam öffnete, dachte er verzweifelt und vergeblich nach, wie er sich entschuldigen sollte, daß er einfach hereingekommen war, ohne aufgefordert zu sein; doch als er sah, daß es nur ein Riesentiger war, der seinen Kopf herausstreckte und ihm zunickte, da flammte eine goldene Freude in ihm auf, und er drückte herzlich die Pranke des Tigers. Zusammen mit dem Tiger ging er ins Zimmer hinein, wo eine ganze Familie versammelt war; die Kinder spielten „Garten“ auf dem Teppich und begossen ihn mit einer Gießkanne; der Vater las in Dr. Fifs Werken, die Mutter saß über eine Nähmaschine gebeugt und nähte. Gleichwohl hob sie den Kopf und grüßte mit einem Lächeln, das zu groß war, um sich auf den Kopf zu beschränken; von Augen und Mund breitete es sich erwärmend im ganzen Zimmer aus. Es war natürlich Grete. „Ich hatte Sie erwartet“, sagte sie und stand auf, um Kaffee zu kochen.

Dr. Fif lächelte und sah dadurch ein wenig verlegen aus; denn daran war er nicht gewöhnt. Staunend betrachtete er Grete, die immer noch ihre eigenen Augen, ihren Mund und ihre roten Wangen so trug, daß kein Zweifel bestand: sie war es.

„Entschuldigen Sie“, sagte er leise, „ich dachte, ich hätte Sie ermordet.“

„Hört nur, wie sie an der Tür trommeln“, unterbrach ihn der Ehemann und sagte mit erhobenem Zeigefinger zu dem Tiger: „Wie spricht der Tiger?“

Augenblicklich brüllte der Tiger so, daß alle den Mund aufmachen mußten, damit ihre Trommelfelle nicht platzten, und danach wurde an diesem Tage nicht mehr an die Türe getrommelt.

„Besten Dank, daß Sie meine Frau den Tiger behalten ließen“, sagte der Ehemann und stellte sich dem Dr. Fif als solcher vor.

„Ich habe es weder aus Güte noch aus Bosheit getan“, entgegnete Dr. Fif.
„Nur war ich damals zu schüchtern.“

Über diese Antwort lachten sie, und Dr. Fif mußte mit ihnen Kaffee trinken, und die Kinder, die soviel von ihm gehört hatten, waren gerade so viele, daß auf jedem seiner Knie ein Platz fand. Der Tiger lag auf dem Teppich und schnurrte zu seinem Vergnügen.

„Und Sie haben den Tiger in allen diesen Jahren als Haustier gehalten“, fragte er verwundert. Aber Grete blickte mit einem Auge zu dem Tiger hin, mit dem anderen auf Dr. Fif und sagte in ihrer singenden Art:

„Das war keine Kunst. Sie haben mich ja an jenem Abend gelehrt, wie – noch ehe Sie berühmt wurden.“

„Wie hätte ich erst über Tiger schreiben können, wenn ich dies hier erlebt hätte“, sagte Dr. Fif wehmütig, während er jedem der Kinder einen Nasenstüber gab, „über Tiger – und auch über Menschen!“

„Grete“, sagte der Mann prompt, „richte doch das Gastzimmer für Dr. Fif her!“

Dr. Fif wehrte ab, wie es sich geziemt, willigte jedoch ein, als der Mann vorschlug, er könne ihm als Entgelt bei ein paar dunklen Stellen in Dr. Fifs Werken behilflich sein. Die Kinder klatschten in die Hände, und der Tiger legte den Kopf in Fifs Schoß und blinzelte mit dem einen Auge.

In seinem Gastzimmer begann Dr. Fif mit einer neuen Schriftstellerei, die vom ersten Wort an die Menschen fesselte; denn Menschen wollen viel lieber etwas über Tiger in der Freiheit lesen, als die eingesperrten in Zoologischen Gärten betrachten. Niemand dachte mehr daran, Dr. Fif totzuschlagen, und als er von selber starb, bekam er ein schönes christliches Begräbnis, an dem alle teilnahmen. Im ganzen Lande wurde er als der große Tigerbefreier gepriesen. Der Zoologische Garten aber wurde so spärlich besucht, daß der Direktor das Futter für die vielen eingesperrten Tiger, die niemand mehr beschen mochte, nicht mehr bezahlen konnte. Deshalb setzte er sie in derselben Stadt wieder in Freiheit.

UNTERM HALBEN MOND

Halbmünzenmond, halber
von Sternen umkreister
alternder Mond
über dem Leib
der lebendigen Leiche:
Kuppen aus Marmor,
versteintes Gesicht.

Aber die Schänder,
die Finger im Schatten,
erheitert, zerkratzen
mit Dornen
den Leib

und zum Himmel gewandt
die erwachenden Statuen
schütten Fontänen
Scham über uns.

SAGE NICHTS

Sage nichts, sage nichts,
wenn Schnee fällt, die lichtlosen
Laken der Dämmerung
uns tauchen in Düsternis
unter der Flut!

Die goldenen Fischaugen
schwemmen verschwörerisch
all ihre Monde
messingner Melancholie über uns –
nichts sagen! Vergessen.

Gelassen im Dunkel
gleiten wir beide
und atmen verschränkt.

VERSUCHUNG

Dein Herz ist ein Vogel, der Käfige fürchtet –
aber wie leicht
wird dir die schwindende Freiheit der Haut
unter dem Buschwerk
am Rande der Nacht,
leicht zu ertragen wie Lasten von Wind
und das erlöste
Gezirpe der Kehlen,
wenn dich die Hand nicht mehr hält und du neigst
schon dein Haupt an die schöne
Versuchung des Schlafs!

DAS MIT DEN ROSEN

Das mit den Rosen ist sagenhaft –
Herbstlaub stirbt anders,
Schnee taut ergeben und schwach,
Vögel und Fische gehn lautlos dahin,
aber die Rosen im Hagel,
geschändet und über die Gärten zerstreut,
ziehen den glasigen Töter ans Herz,
und er schmilzt
an der rosigen Glut.

HALBLAUTE EINFAHRT

Glückloses Schürfen
in steinigen Flußbetten,
Einöden ohne Gewässer und Wald –
aber wie zittert
die Saite und klirrt
hell unter Griffen gesteigerten Winds,
wenn sich Passate,
Monsune erheben
und sich mein Segel den Häfen entgegen
über besänftigten
Wassern dreht:
halblaute Einfahrt, Frachtgut der Laute
endlich gelöscht
auf vergilbtem Papier.

ERNST TOPITSCH / STAAT UND MYTHOS IN DEN ARCHAISCHEN HOCHKULTUREN

Dem Außenstehenden mag es scheinen, als hätte die vier bis fünf Jahrtausende zurückliegende Epoche der archaischen Hochkulturen, welche in Ägypten und Mesopotamien die Entstehung und erste Blütezeit des Staates umfaßt, oder die spätere parallele Entwicklung in Indien und China für uns nur mehr ein rein historisches, ja museales Interesse. Die mythische Geisteswelt jener Zeit ist nach einer weitverbreiteten, besonders an den europäischen Schulen tradierten Überzeugung durch die geistigen Leistungen des Griechentums intellektuell überholt und schließlich durch das Christentum auch in sittlich-religiöser Hinsicht endgültig überwunden worden. Diese Überzeugung ist natürlich nicht völlig unbegründet, aber ihr Blickwinkel ist noch durchaus jener der Zeit um 1800, geistesgeschichtlich gesprochen: der Zeit vor der systematischen Erforschung der primitiven und außereuropäischen Kulturen und vor der technisch-industriellen Revolution der letzten eineinhalb Jahrhunderte. Gerade diese beiden Ereignisse legen uns heute eine Betrachtungsweise nahe, die nicht mehr europäischen, sondern menschheitsgeschichtlichen Gesichtspunkten folgt. Danach wären die großen Einschnitte nicht im Sinne der gewohnten Periodisierung vorzunehmen, sondern der erste wäre in die Zeit der Selbsthaftwerdung und des Aufblühens der Handwerkskultur zu verlegen, der zweite in die der Entstehung der großen Herrschaftsverbände und der dritte in die Gegenwart, welche durch eben jene wissenschaftlich-technische Revolution gekennzeichnet ist. Der erste dieser epochalen Vorgänge – die sich über viele Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hin erstrecken – liegt lange vor dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung; der zweite wird uns im Frühlicht der Geschichte faßbar, den dritten erleben und erleiden wir hier und jetzt. Betont muß werden, daß es sich dabei nicht nur um Veränderungen der äußeren Lebensverhältnisse und Gesellschaftsformen handelt, sondern um Prozesse der Umgestaltung, die bis an die Wurzeln der Weltauffassung und des Selbstverständnisses der Menschen greifen.

Unter diesen Gesichtspunkten gewinnen jene alten Hochkulturen, in denen sich monarchische oder adelige Herrschaftsstrukturen über einer bäuerlich-handwerklichen Bevölkerung aufbauten, eine eigentümliche Aktualität. Sie erweisen sich nämlich als die letzte entscheidende Entwicklungsphase, die das geistige und soziale Leben der Menschheit vor dem Auftreten dessen erreicht hat, was Jaspers mit Recht als das „schlechthin Neue“ unserer Zeit bezeichnet – der modernen Wissenschaft. Ja, noch mehr: die so viel beredete Kulturkrise der Gegenwart ist in hohem Maße mitbedingt durch die Auseinandersetzung zwischen Formen der Weltauffassung und Lebensgestaltung, die letztlich auf jene Frühzeit zurückgehen, und dem im Werden befindlichen Neuen. Aus den archaischen Hochkulturen stammt nämlich eine große Zahl grundlegender Modellvorstellungen und Leitbilder, die für das vor- und

außerphilosophische Weltverständnis bis in die Moderne bestimmend waren; sogar die sogenannte traditionelle Philosophie ist in vielem nichts anderes als ein verblaßtes und verbegrifflichtes Derivat jenes ursprünglicheren, lebens- und geschichtsmächtigen Mythos. Dieser ist nicht nur der Mutterboden politischer Vorstellungen, wie des Sonnenkönigtums und Gottesgnadentums, oder künstlerischer Motive, wie der Symbolik der Kathedrale oder der Krone als Abbild der Himmelsstadt, sondern – wie gezeigt werden soll – auch philosophischer Ideen, wie des Natur- bzw. Vernunftrechtes, der gerechten Weltordnung, ja überhaupt der Auffassung des „Kosmos“ als einziges, werterfülltes und sinnvolles Ganzes; daß die Astrologie, einst eine hochangesehene und weitverbreitete Spielart der Kosmosidee, auf den gleichen Voraussetzungen beruht, sei nur nebenbei vermerkt.

Die Hochmythologie der archaischen Kulturen, die sich in engem Zusammenhang mit der Entstehung des Staates herausgebildet hat, ruht ihrerseits auf älteren und primitiveren Schichten geistigen Lebens auf, mit denen sie in grundlegenden Eigenheiten übereinstimmt. Vor allem hat der Mythos auf allen Entwicklungsstufen im Prinzip das gleiche Ziel und die gleichen Methoden der Welterklärung. Diese sind tief in den konkreten Situationen des praktischen Menschenlebens verwurzelt. Für das unreflektierte Bewußtsein des sogenannten Primitiven und des Kindes, aber auch noch des modernen Menschen in den Lebensbezügen des Alltages, geht es nicht oder nicht in erster Linie um die Erkenntnis wertfreier Tatsachen im Sinne der neuzeitlichen Wissenschaft; vielmehr gilt hier das Wort Cassirers, daß „die ‚Dinge‘ für das Ich nur dadurch ‚sind‘, daß sie in ihm affektiv wirksam werden, daß sie in ihm eine bestimmte Regung der Hoffnung oder Furcht, der Begierde oder des Schreckens, der Befriedigung oder Enttäuschung auslösen“. Die affektive Wirksamkeit ist nun eng verbunden mit der wirklichen oder vermeintlichen Lebensbedeutsamkeit, und in diesem Sinne ist das Lebensbedeutsame meist tatsächlich das zuerst und am besten Bekannte. So konstituiert sich die Welt für den Menschen zunächst als eine Gesamtheit von Lebenssituationen, in denen er zu Objekten oder Mitmenschen seiner näheren Umgebung wertend und tätig in Beziehung tritt. Dieser verhältnismäßig enge Kreis des unmittelbar Bekannten bildet nun den Kern seiner gesamten Weltauffassung. Von ihm ausgehend erschließt sich das Denken die Bereiche des Fernen und noch Rätselhaften, doch bleibt diese Erweiterung des Gesichtsfeldes weitgehend durch jene primitiven und elementaren Lebenssituationen bestimmt. Es werden nämlich die grundlegenden Gegebenheiten der gesellschaftlichen Erzeugung und Erhaltung des Lebens als analogiehafte Modellvorstellungen auf die weniger vertrauten Erscheinungen übertragen, oder man macht sich mit ihrer Hilfe ein Bild von dem, was sich der Erkenntnis entzieht. So fungieren die hauptsächlichen Lebensvorgänge, wie Zeugung und Geburt, Altern und Tod, sowie das absichtsgeleitete Handeln mit seinen Gewohnheiten, Gegenständen und Erzeugnissen als Leitbilder des Weltverständnisses. Beispielsweise wird die Entstehung der Welt als ein organischer Vorgang auf-

gefaßt, das Universum ist aus einem Ei hervorgegangen, in der „heiligen Ehe“ eines Urelternpaares – meist Himmel und Erde – gezeugt worden oder der Selbstbegattung eines doppelgeschlechtigen Urwesens entsprungen. Aber die Kosmogonie kann auch als künstlerisch-handwerklicher Herstellungsprozeß gedeutet werden, bei dem eine demiurgische Gottheit die Dinge nach einem vorher entworfenen Plane aus einem gegebenen Material gestaltet, oder als gesellschaftliche Organisationsleistung im Sinne eines gesetz- und verfassungsgebenden Aktes eines Herrschers. Dementsprechend erscheint dann der Kosmos als Lebewesen, als Kunstwerk oder als Sozialgebilde. Besonders charakteristisch ist jeweils die Auffassung des bestirnten Firmamentes, in dem man bald ein besticktes Gewebe – Weltenmantel und Himmelszelt – oder eine geschmückte Kuppel erblickt, bald aber auch die Versammlung eines Stammes um seinen Häuptling, den Mond, oder ein um den Feldherrn und König geschartes Heer. Indem der Mensch so die kleine Welt seiner unmittelbaren Lebenswirklichkeit unbewußt in den Weltraum hinausprojiziert, meint er sie im Kosmos wiederzufinden. Darauf beruht die für die archaische Hochmythologie so bezeichnende Entsprechung von Makrokosmos und Mikrokosmos – „was droben ist, ist auch drunten, und was drunten ist, ist auch droben“.

Doch handelt es sich nicht um einen bloßen Parallelismus, sondern um eine innige Verflechtung von Himmlischem und Irdischem. Die Gestirne sind lebende und lebenspendende Wesen, die in Verwandtschaftsbeziehungen mit den Menschen treten können – in diesem Sinne wird oft der König als „Sohn der Sonne“ betrachtet –, oder sie sind Machthaber, welche die Irdischen beherrschen und richten. Die Regelmäßigkeiten des Sternenlaufes und überhaupt des Naturgeschehens werden als Befolgung von Gesetzen, Gebräuchen oder Verträgen – also ebenfalls soziomorph – gedeutet, und diese vermeintlichen makrokosmischen Gesetze gelten in Rückanwendung der anthropomorphen Projektion als Vorbild der mikrokosmischen Normen der menschlichen Gesellschaft oder verschmelzen mit ihnen zu einem einzigen, umfassenden „Weltgesetz“, einer „Weltverfassung“. Die so zustande gekommene Einheit von Gesellschaft und soziomorph gedeuteter Natur kann man mit dem Ausdruck „sozio-kosmisches Universum“ bezeichnen.

Die mythische Betrachtung der Welt als großes Sozialgebilde, in das die menschlichen Sozialgebilde eingefügt oder einzufügen sind, ist älter als der Staat. Sie hat sehr wahrscheinlich bereits auf der Stufe der Großfamilie bestanden, auf der naturgemäß das Element der Blutgemeinschaft noch stärker betont war, so daß der Kosmos in teilweise biomorpher Auffassung als Sippenverband erschien, in welchem die universelle Lebenskraft von einem göttlichen Ahnherrn stammt und den einzelnen menschlichen Sippen durch deren Stammväter bzw. Stammeshäupter vermittelt wird. Diese Anschauung wirkte noch lange im Glauben an die lebens- und gesundheitsspendende Macht der Könige nach. Ihre gewaltigste Ausprägung hat jedoch die Idee des sozio-kosmischen Universums in den archaischen Hochkulturen von Ägypten

bis China erfahren, und zwar in engstem Zusammenhang mit der Entstehung des Staates. Die neue, umfassende Organisationsform des menschlichen Gemeinschaftslebens brachte – oft in Verbindung mit neuen Einsichten in die wunderbare Gleichmäßigkeit der Gestirnbewegungen – ein Weltbild hervor, das an Geschlossenheit und systematischer Kraft alles Bisherige verblassen ließ und – weit über Zeit und Ort seines Ursprunges hinaus – auch das europäische Geistesleben bis fast in die Gegenwart maßgebend mitbestimmen sollte. Es ist dies eine Auffassung der Welt, welche Otto Franke bei der Behandlung ihrer chinesischen Formen als die Idee des „politisierten Kosmos“ bezeichnet hat, nämlich die Interpretation des Universums als allumfassender Staat, dem sich der menschliche Staat anzupassen oder einzugliedern hat. Schon auf dem Boden der ältesten Staatenbildungen Ägyptens und Mesopotamiens ist eine solche „politische Kosmologie“ erwachsen.

Bereits im Alten Reich Ägyptens sieht man den Kosmos eindeutig sozialmorph als Machtstruktur, als Bereich des „Weltregimentes“ eines oft mit der Sonne identifizierten Herrschers, Gesetzgebers und Richters. Das Wirken dieses Götterkönigs umfaßt den gesamten Weltlauf mit all den Gesetzen, die ihn leiten und einen geordneten Hergang der Dinge in der Natur wie im Gemeinschaftsleben der Menschen verbürgen. Ganz nach der Art eines irdischen Herrschers wird er vorgestellt: von einem Hofstaat umgeben thront er in der Barke, in der er den Himmelozean überquert. Schreiber sind um ihn beschäftigt; an ihrer Spitze steht Thot, sein Vezier, er fertigt die Edikte aus und siegelt die Briefe. Dieses Bild des Sonnengottes Re geht bis auf die Pyramidentexte zurück. Mit Recht hat man also behauptet: „Aus der ersten umfassenden Ordnung aller seiner Lebensverhältnisse in dem geeinten Staatswesen erschließt sich dem ägyptischen Menschen die Konzeption einer Weltordnung (Ma-at) . . . Der begrenzte Kreis seines irdischen Staatslebens erscheint ihm als das Zentrum des Alls, von dessen Mittelpunkt (dem Königtum) aus die Strahlen nach allen Seiten ins Unendliche gehen. So wird Gott als ‚Herr‘ der Welt, dessen Macht die Ordnung des Alls verbürgt, zuerst dem suchenden Geist des zu kulturellem Leben erwachenden Ägypters faßbar.“ Die Gleichsetzung von Universum und Imperium zeigt sich auch in der eben erwähnten Idee der universalen Verknüpfung von Gesellschaft, Gestirnwelt und Lebenskraft im „Weltgesetz“ der Ma-at. Diese offenbart sich als Prinzip allumfassender Ordnung in dem regelmäßigen Aufgang und Untergang der Sonne, dem Rhythmus des Wachstums der Pflanzen und im Bereich des menschlichen Handelns, wo sie der Maßstab der „Wahrheit“ und „Recht-schaffenheit“ ist. Typisch für den sozio-kosmischen Charakter des Weltgesetzes ist der Umstand, daß es nicht bloß die Verletzung moralischer oder ritueller Vorschriften verbietet, sondern auch Eingriffe in das segensreiche Wirken der Elemente, etwa das mutwillige Abdämmen des Wassers oder Löschen des Feuers, und die Vernichtung keimenden Lebens jeder Art. Über das Verhältnis der sozio-kosmischen Weltordnung zum Wesen und Willen des Sonnengottes besteht allerdings keine Einmütigkeit. Meist glaubt man,

daß Re „das Rechte, das aller Ordnung Urgrund ist, die Ma-at, in die Schöpfung gesenkt hat“. Doch mitunter erscheint die Ma-at auch als eine über dem Gotte stehende und seine Macht begründende Instanz. Diese Widersprüche sind verständlich als kosmische Spiegelung des so spannungsreichen Verhältnisses zwischen Herrschertum, Satzung und Tradition, wie es in der menschlichen Gesellschaft besteht.

Die soziomorphe Deutung des Kosmos wird schon in Ägypten in charakteristischer Weise auf die menschliche Sozialordnung rückbezogen. Der Pharao ist die irdische Inkarnation des göttlichen Himmelherrn, und es ist seine Aufgabe, die Einhaltung der Ma-at in seinem Reich zu gewährleisten. Doch der praktische, zumal der politische Bedeutungsgehalt jener „Weltordnung“ war sehr umstritten. Am Höhepunkt der Königsmacht haben kraftvolle Herrscher sich über die Ma-at gestellt oder sie mit dem eigenen Willen gleichgesetzt, später identifizierte man sie meist mit den sich immer mehr festigenden, ja erstarrenden Traditionen des Reiches, welche auch für den Pharao verbindlich waren. Dies hat allerdings nicht verhindert, daß erfolgreiche Usurpatoren sich als „Verwirklicher der Ma-at“ bezeichnen ließen, oder daß in Zeiten der Lockerung der Zentralmacht die selbständiger werdenden Teilfürstentümer sich auf jene „Naturordnung“ beriefen, um so ihrer Stellung einen vom Königtum unabhängigen metaphysischen Unterbau zu geben. Die Vorstellung der Ma-at stand jedoch auch dem religiösen Reformator Amenophis IV.-Echnaton zur Verfügung, und als nach dem Scheitern Echnatons die Restauration an die Macht gelangte, betrachtete sie ihr Werk als „Wiederherstellung der Ma-at“. So hat schon die älteste uns historisch faßbare Naturrechtslehre das Schicksal ihrer zahlreichen Nachfolgerinnen erfahren: sie ist für die verschiedensten, ja gegensätzlichsten politischen Zwecke und Ideale in Anspruch genommen worden.

Unter etwas anderen Voraussetzungen als in Ägypten hat sich das sozio-kosmische Weltbild in Mesopotamien entwickelt, doch bestand auch hier zwischen dem Werden des Staates und der politischen Kosmologie ein enger Zusammenhang. Da ursprünglich die mesopotamischen Stadtstaaten von einer Versammlung der erwachsenen Freien regiert wurden, trug auch der „politisierte Kosmos“ des Zweistromlandes ursprünglich keinen monarchischen, sondern einen primitiv-demokratischen Charakter. Doch waren nur diejenigen Naturkräfte, deren Macht Ehrfurcht und Schrecken einflößte, Vollbürger des Universums, und unter diesen gab es wieder Honoratioren. Den höchsten Rang nahm der Himmelsgott Anu als Vorsitzender der kosmischen Ratsversammlung ein. Er verhütete das Chaos und sicherte den notwendigen Gehorsam gegenüber den sozialen Normen und den Naturgesetzen der physischen Welt – kurz: gegenüber der sozio-kosmischen Weltordnung. So konnte Thorkild Jacobsen seine Studie über das Weltbild der Mesopotamier unter den Titel „Der Kosmos als Staat“ stellen. Dieser Staat umfaßt aber neben den schon genannten Regierungsmächten auch Sozialgefüge niedrigeren Ranges: Fami-

lien und Hausgemeinden, Landgüter mit Verwaltern oder Aufsehern usw. Diese Verschmelzung der sozialen Formen des frühen Stadtstaates mit dem nicht immer ganz regelmäßigen Wirken der Elemente – Himmel, Sturm, Erde, Wasser – wird später von einer rationaleren Gestalt politischer Kosmologie überschattet, einer Deutung des Sternenhimmels nach dem Modell der zentralisierten Monarchie. Der Reichsgott gibt als absoluter Herrscher dem Universum und dem Imperium die Gesetze und wacht über ihre Einhaltung. In eindrucksvoller Weise schildert das babylonische Welterschöpfungsepos *Enuma elisch*, wie der Gott Marduk nach seinem Sieg über die Mächte des Chaos dem Kosmos gewissermaßen seine Verfassung gibt. Hier erscheint also wie in Ägypten die Weltordnung als eine gewaltige Organisationsleistung. Der Kalender wird eingerichtet, Sterne und Sternbilder werden am Himmel angebracht, um an Hand ihres Auf- und Unterganges das Jahr, die Monate und die Tage zu bestimmen. Die Einhaltung der so festgelegten Ordnung wird den Himmelskörpern zur Pflicht gemacht, welche also buchstäblich den „göttlichen Gesetzen“ gehorchen. Der Planet Jupiter erhält das Amt, über das rechtzeitige und vorschriftsmäßige Erscheinen der Gestirne zu wachen, und dem Mond wird eine besonders ausführliche „Dienstweisung“ zuteil, denn ihm obliegt die wichtige Aufgabe, die Zeit zu messen. Stellvertreter oder Beauftragter des göttlichen Kosmokrators ist der irdische Herrscher. Beispielsweise zeigt die bekannte Stelle des Hammurabi den babylonischen Gesetzgeber, der vor dem Sonnengott Schamasch steht und von diesem – etwa wie ein Minister von seinem Souverän – die Gesetze übermittelt erhält. Aber die Sonne besitzt nach altesopotamischer Auffassung nicht nur herrscherliche und gesetzgeberische, sondern auch richterliche Gewalt; sie deckt das Unrecht auf und führt es – ganz wie Ägyptens Sonnengott in der Barke – der gerechten Strafe zu. Um den solaren Königsgott sind die Gestirne versammelt wie um sein irdisches Ur- und Abbild die Ränge der Soldaten und Beamten. Die so entstandene Vorstellung von den Gestirnen als von einer Hierarchie himmlischer Machttträger ist bis heute in der Astrologie lebendig, etwa wenn die einzelnen Planeten bestimmte Jahre, die Tierkreiszeichen die Monate „beherrschen“ und wenn letztere dabei von Dekanen – die Bezeichnung ist übrigens eine griechische Übersetzung des babylonischen Dienstgrades „rab eshirtē“: „Zehnschaftsführer“ – unterstützt werden.

Die Deutung des Kosmos als imperiales Herrschaftsgefüge haben die Perser von den Mesopotamiern übernommen, aber auch das Judentum steht durchaus unter dem Einfluß der sozio-kosmischen Weltauffassung. Schon in dem wohl ältesten Stück des Alten Testaments, dem im Buch der Richter überlieferten Deborah-Lied, kämpft das Sternenheer offenbar auf Jahwes Geheiß an der Seite Israels gegen den feindlichen König Sisera. Besonders charakteristisch ist jedoch die Stelle der Genesis, an welcher Gott nach der Sintflut gewissermaßen die sozio-kosmische Weltordnung erneuert, indem er Noah und seinen Söhnen Lebensregeln gibt und mit ihnen einen Vertrag schließt, in welchem er zusagt, er würde die Naturkräfte künftig in geordneten Bahnen halten: als

Zeichen dieses Bundes stellt er den Regenbogen in die Wolken. So wird der göttliche Entschluß: „Fortan sollen, solange die Erde steht, nicht aufhören Säen und Ernten, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (Gen. 8,22) zur Verpflichtung; die für das Menschenleben wichtigen kosmischen Rhythmen sind damit vertraglich garantiert. Daß hier die kosmische Verfassung nicht einseitig von einem göttlichen Großkönig festgesetzt wird, sondern als Vereinbarung erscheint, ist sicher nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß Israel zur betreffenden Zeit noch eine Eidgenossenschaft, eine Stammeskonföderation war. Unter der davidisch-salomonischen Monarchie, die ja in vielem ägyptische und mesopotamische Vorbilder nachahmte, hat sich der Einfluß der umgebenden Hochkulturen verstärkt, und auch in der Folgezeit sind sozio-kosmische Ideen für das jüdische Denken höchst bedeutsam geblieben. Auch im Spätjudentum und im Rabbinismus wird der Sternenhimmel soziomorph gedeutet. Die Gestirne vollenden ihre Bahnen nach gottgegebenen Ordnungen und Gesetzen. „Wenn sie sich nach denselben richten, ist dies ein Dienst, der in der Furcht des Herrn verrichtet wird, ein Ausfluß der Treue, ein Halten des Eides, Erfüllung von Gottes Gesetz, Gehorsam gegen einen Befehl oder ein Gebot . . . Es handelt sich also wie im Alten Testament um eine ‚moralische‘ Ordnung. Das Gesetz, dem die Gestirne folgen, entspricht dem den Menschen gegebenen, und darum ist der Gehorsam der Himmelslichter für die Menschen vorbildlich.“ So wird auch hier die moralisch – also soziomorph – interpretierte makrokosmische Ordnung schließlich als Norm für das menschliche Verhalten aufgefaßt. Am weitesten geht die apokalyptische Literatur in der mythologischen Ausmalung solcher Gedanken und besonders in der engen Verschränkung von Natur- und Gesellschaftsordnung, und hier wieder finden sich besonders plastische Beispiele in dem etwa um Christi Geburt entstandenen pseudepigraphischen Henoch-Buch. Doch damit sind wir bereits in der Epoche der hellenistisch-orientalischen Mischkultur angelangt, in der sich die philosophisch-theologische Rationalisierung der politischen Kosmologie des Alten Orients vollzog.

Bevor wir die Entwicklung im Mittelmeerraum und im Nahen Osten weiter verfolgen, soll noch das sozio-kosmische Weltbild des alten China kurz erwähnt werden. In frühester Zeit waren dort die Sternennamen noch durchaus dem häuslichen Leben und dem Ackerbau entlehnt, gab es doch noch keine umfassenden Herrschaftsgebilde. Doch bereits unter der Tschou-Dynastie (in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends) erhielten sie kaiserlichen und lehensfürstlichen Charakter. Man machte die Sterne zu Herrschern mit einem vollständigen Hofstaat und sah in dem gestirnten Himmel ein wohlorganisiertes Staatswesen. Später wurde dieses astrale Reich immer phantasievoller ausgestaltet. In den „fünf Palästen“, die den vier Himmelsquadranten und der Mitte entsprechen, gab es nicht nur den Herrscher samt Familie und engerer Umgebung, sondern auch Minister und Staatssekretäre, Generale verschiedener Rangstufen, eine berittene Leibwache und sogar Wagen und Wagenschuppen. So wurde der Kosmos „sozialisiert“ oder politisiert. In typischer Umkehrung dieser Projektion wurde aber auch gefordert, daß die

Staatsordnung der auf diese Weise „verstaatlichten“ Weltordnung entsprechen sollte. Doch der makrokosmische Staat wurde nicht nur zum Vorbild für den menschlichen, sondern man schrieb auch den Sternen bestimmte soziale Funktionen zu, beispielsweise hatte jeder Planet eine bestimmte Gruppe von moralischen, rechtlichen oder rituellen Verfehlungen zu bestrafen. Natur und Gesellschaft sind also eng miteinander verflochten und von einem einzigen Ordnungsprinzip beherrscht: „Die Begriffe Kosmos und natürliche oder sittliche Weltordnung waren für die Chinesen von den Begriffen Staat, Beamtentum und Verwaltungstätigkeit nicht zu trennen: sie griffen so ineinander über, daß aus jeder (scheinbaren) Abnormität in den Gestirnbahnen oder in den Erscheinungsformen der Jahreszeiten oder aus jedem anderen ungewöhnlichen kosmischen Vorgang mit Sicherheit auf entsprechende Unordnung im Staatswesen geschlossen wurde. Das Schriftzeichen yi, das ursprünglich eine ‚Abweichung‘ (von der Norm) bezeichnet, bedeutet gleichzeitig ‚Katastrophe‘. Auf dieser Gleichsetzung von Kosmos und Staat beruht das gesamte chinesische Kultursystem.“

Auf die Verwandtschaft dieser Weltauffassung, die in der Idee der universalen Weltordnung des Tao gipfelt, mit den Kosmospekulationen der Stoiker ist schon mehrfach hingewiesen worden. Zweifellos sind beide aus dem gemeinsamen Mutterboden der archaischen Hochmythologie erwachsen. Doch kennt auch der Westen noch in der frühen Kaiserzeit die Vorstellung des Sternensstaates in voller, mythischer Anschaulichkeit. Am Ende des astrologischen Lehrgedichtes „Astronomica“ von Marcus Manilius, das unter Augustus und Tiberius entstanden ist, baut sich wie das Schlußbild einer Oper die ganze astrale res publica vor uns auf. Genau wie in Asien bildet bei Manilius der Sternensstaat eine rangmäßig abgestufte Hierarchie, nur ist hier die Kosmopolis nach dem Vorbild der römischen ordines gegliedert. Die größten Sterne sind die Senatoren, die etwas kleineren die Ritter, dann folgen die einfachen Bürger und schließlich der gemeine Haufe. Die Rangordnung der Sterne ist nach Manilius notwendig, um den Bestand des Kosmos zu sichern: gäbe es nur große Sterne, hätte das gewöhnliche Himmelsvolk alle Macht, so würde dies den Weltbrand bedeuten. Auf diese Weise wird der Führungsanspruch der Senatoren und Ritter von der menschlichen Stadt Rom auf die Himmelsstadt übertragen.

Doch die „Himmelsstadt“ wurde schon im Alten Orient nicht nur als Sozialordnung, sondern auch als Bauwerk gedacht; oft war dieses Motiv mit dem des Weltgebäudes verbunden. So hat die herrschaftliche Kunst katexochen, die Architektur, neben der Herrschaftsordnung als solcher wichtige Leitbilder für die vorwissenschaftliche Kosmologie geliefert. In Umkehrung dieser technomorphen Projektionen wurde nicht selten gefordert, daß die menschlichen Bauwerke nach dem Muster der kosmischen gestaltet werden sollten. Beispielsweise war nach dem Bericht Herodots (I 98) die Mederhauptstadt Ekbatana eine solche kosmische Anlage. Sie hatte sieben Mauerringe, deren

Zinnen in den Gestirnfarben erglänzten. Die innersten Ringe, die Mond und Sonne symbolisierten, hatten versilberte bzw. vergoldete Bollwerke. In der Mitte dieses Spiegelbildes der sieben astralen Sphären lagen das Schatzhaus und der Königspalast. Der Grundgedanke ist offenkundig: wie die Sonne Herrscher und Mittelpunkt des Makrokosmos, der Weltenstadt, ist, so waltet der Sonnenkönig in deren Abbild, der mikrokosmischen Residenz. Diese orientalischen Kosmosspekulationen sind seit dem Hellenismus in das westliche Geistesleben eingedrungen und haben sich dort mit großer Hartnäckigkeit behauptet. Besonders die Renaissance, die ja mehr auf die hellenistisch-römische als auf die klassisch-hellenische Kultur zurückgriff, hat viele dieser Vorstellungen wieder aufgenommen. Andrea Palladio wußte um die Symbolik des Pantheons als Abbild der Himmelskuppel; auch verlangte er, daß die von Menschenhand erbauten kleinen Tempel dem großen Tempel des Universums gleichen sollen, den Gott geschaffen hat. Geradezu frappant ist aber die Ähnlichkeit zwischen der durch Herodot dargestellten Anlage Ekbatanas und jener der Hauptstadt von Campanellas „Sonnenstaat“. Diese ist in sieben Kreise oder Rundgänge eingeteilt, die nach den sieben Planeten benannt sind. Zum Abbild des Universums wird die Stadt ferner dadurch, daß auf ihren Mauern der gesamte Wissensbestand in Gemälden und Inschriften aufgezeichnet ist. Hinter dieser echt neuzeitlichen, enzyklopädischen Einkleidung ist das alte Motiv der Stadt als *imago mundi* deutlich genug erkennbar. Wenn auch die entsprechende Auffassung der Welt als Stadt nicht explizit erwähnt wird, so scheint sie doch wenigstens implizit durch die Regierungsform gegeben zu sein. Der Priesterkönig, der den Namen Sol trägt, herrscht zusammen mit drei Mitregenten, Pon, Sin und Mor – Macht, Weisheit und Liebe. Diese irdische Regierung ist offenbar das Abbild einer göttlichen Weltregierung, in welcher heidnische Sonnentheologie und christliche Trinitätslehre miteinander vereinigt sind. Wie Gott kraft seiner drei Fähigkeiten – *potentia*, *sapientia*, *amor* – den Kosmos beherrscht, so beherrscht der Priesterkönig mit Hilfe seiner drei Unterfürsten den staatlichen Mikrokosmos. Auch in christlicher Fassung sind diese altorientalischen Ideen überliefert worden. Oft wurden die Kathedralen nach dem Muster des Weltgebäudes – das nach Kosmos Indikopleustes viereckig, von vier Wänden begrenzt und von einer Kuppel überwölbt ist – angelegt, bald als Abbild der christlichen Himmelsstadt, des himmlischen Jerusalem. Schließlich bemächtigte sich noch der neuzeitliche Absolutismus dieser Motive – das Schloß von Versailles ist wie die Paläste der alten Gottkönige eine Nachbildung der kosmischen, auf die beherrschende Sonne bezogenen Ordnung; ob es noch als Abbild des „Weltgebäudes“ gedacht war, wissen wir nicht – möglich wäre es immerhin. Aber nach dem Sonnenkönigtum Ludwigs XIV., in dem noch einmal die bis in das Alte Reich Ägyptens zurückreichenden Traditionen aufglänzten, kam rasch das Ende. Schon Ludwig XV. war kein Sonnenkönig mehr, und der aufgeklärte Absolutismus stand diesen Dingen bereits verständnislos gegenüber. Wo man – wie im napoleonischen Empire und unter den wiedereingesetzten Bourbonen – jene uralten Motive neu beleben wollte, hatten diese Versuche stets das Unechte und Unglaubwürdige des Theaters

oder der Restauration. So ist die kosmische Symbolik, der weltanschauliche Bedeutungsgehalt des Imperiums und der imperialen Kunst, der für mehr als vier Jahrtausende maßgebend war, binnen weniger Generationen nahezu restlos verschwunden.

Weniger bekannt, aber darum um so mehr hervorzuheben ist es, daß auch eine andere geistige Tradition in hohem Maße aus der Herrschaftsmythologie der archaischen Hochkulturen gespeist wurde und teilweise noch wird, und zwar jene philosophische Kosmosspekulation, nach welcher das Universum von einem obersten Vernunftprinzip oder allgemeinen Weltgesetz durchwaltet wird. Diese philosophische Lehre ist vor allem mit dem Namen der Stoa verknüpft, doch war auch das hellenische Denken seit seinen Anfängen wesentlich von sozialen Modellvorstellungen mitbestimmt. Schon Anaximander hatte ja in seinem vielbehandelten Fragment die Welt als Rechtsgemeinschaft aller Dinge, als Polis im großen aufgefaßt – doch im gegebenen Rahmen kann auf diese Entwicklung nicht weiter eingegangen werden. Seit Platon ist es zu einer Annäherung zwischen der griechischen und der östlichen Form soziomorpher Weltdeutung gekommen, der Hellenismus aber brachte deren endgültige Verschmelzung. Die stoischen Philosophen waren ihrer Mehrzahl nach von orientalischer Abkunft, und es ist nur natürlich, wenn sie die ihnen von Kind auf vertrauten Vorstellungen ihrer heimatlichen Geisteswelt mit verwandten griechischen Motiven vereinigt haben. Eine einseitige Betrachtungsweise hat dies gern übersehen, doch hat Joseph Bidez in seiner grundlegenden Studie „La cité du monde et la cité du soleil chez les Stoïciens“ mit großem Nachdruck und guten Argumenten die These verfochten, daß die stoische Auffassung des Kosmos als „großer Staat“ direkt auf die chaldäisch-persische Mythologie des „Sternenstaates“ zurückgeht.

Von noch größerer geistesgeschichtlicher Durchschlagskraft als die eigentliche Stoa war aber jene stark stoisch beeinflusste Populärphilosophie, welche in der Zeit um Christi Geburt mehr oder weniger Gemeingut der hellenistisch-römischen Bildungsschicht geworden war, so daß A.-J. Festugière sie mit Recht als geistige Koiné jener Kultur bezeichnen konnte. Ein typisches Zeugnis dieser Weltauffassung ist die fälschlich dem Aristoteles zugeschriebene Schrift „Über die Welt“; unter den Römern hat vor allem Cicero jene Gedanken verbreitet, und durch seine Schriften sind sie in die Traditionen des lateinischen Westens eingegangen. Noch deutlicher aber als bei diesen Denkern wird der Zusammenhang zwischen theologisch-philosophischer Kosmosspekulation und archaischem Mythos bei Philon von Alexandria. Für ihn ist das Universum wie für seine stoischen Zeitgenossen und Vorgänger eine „große Stadt“, ein Staat mit einer vernünftigen Verfassung. Allein mitten unter diesen und ähnlichen Gemeinplätzen ist wörtlich davon die Rede, daß nach Moses dieser Staat „Befehlshaber und Untergebene habe, zu Befehlshabern alle Sterne am Himmel, Planeten und Fixsterne, zu Untergebenen die in der Luft unterhalb des Mondes befindlichen Wesen und die die Erde füllenden Geschöpfe; die erwähnten Befehlshaber seien indessen nicht selbst-

ständig, sondern dem einen Vater aller Dinge untergeordnet und richteten nach Recht und Gesetz jedwedes Geschöpf, dem Beispiel ihres Herrschers nachstrebend“. Haben hier die Gestirne ganz wie in China eine richterliche Funktion, so bilden an anderer Stelle die Elementarkräfte – zumal Feuer und Wasser – die Exekutive, welche die Befolgung des Weltgesetzes erzwingt, genau wie im sumerischen Mythos Enlil, der Sturm, die Einhaltung der Befehle des Himmelsgottes Anu notfalls mit Gewalt sichert. Der kosmische Staat und sein Gesetz sind nach Moses, wie Philon ihn sieht, dem menschlichen übergeordnet: „Mit der Gründung eines Staatswesens durch Menschenhand seine Darstellung zu beginnen, erachtete Moses als der Würde der Gesetze wenig entsprechend . . . Daher leitete er sein Werk mit der Schöpfung des großen Staatswesens (des Weltalls) ein in der Überzeugung, daß seine Gesetze das ähnlichste Abbild der Verfassung des Weltalls seien. Wer das Wesen seiner Spezialgesetzgebung genau prüfen will, wird finden, daß sie die Harmonie des Alls anstrebt und mit dem Gedanken der ewigen Natur übereinstimmt.“ Für Philo ist also das mosaische Gesetz das einzig wahre, es ist das genaueste Abbild des makrokosmischen Gesetzes; wer es verletzt, ist „Feind nicht der Menschen allein, sondern des gesamten Himmels und Weltalls“. An diesen und ähnlichen Stellen des geistesgeschichtlich so bedeutsamen Autors ist klar zu erkennen, wie aus dem sozio-kosmischen Mythos des Vorderen Orients bruchlos die Idee eines „Naturrechtes“ oder einer „gerechten Weltordnung“ hervorgeht.

Diese hellenistisch-römische, stark aus orientalischen Quellen gespeiste Populärphilosophie ist auf verschiedenen Wegen für die spätere Geistesentwicklung Europas bestimmend geworden. Vor allem hat das Christentum sie weitgehend übernommen und zur begrifflichen Formulierung seiner Dogmen herangezogen, wodurch sie – mit gewissen Abänderungen – für das Mittelalter maßgebend geblieben ist. Auch die Reformation hat keine entscheidende Änderung gebracht, und Renaissance und Barock haben häufig bloß auf die vorchristliche, und zwar vor allem die lateinisch überlieferte Fassung derselben Lehre zurückgegriffen. Aber die Idee des kosmischen Gesetzes, welches den physischen und den moralisch-sozialen Bereich gleicherweise beherrscht, wirkt noch tiefer in die Neuzeit hinein. Die „Naturgesetze“ der neuzeitlichen Wissenschaft wurden wenigstens anfänglich noch durchaus als göttliche Dekrete verstanden, ihre ausnahmslose Gültigkeit folgerte man oft aus der Allmacht und Vollkommenheit des kosmischen Gesetzgebers. Die Aufklärung, die ja bewußt an die römische Stoa anschloß, ließ gleichfalls jene Gedankenwelt im ganzen unversehrt. Aus der Fülle der französischen Traktate über den *ordre naturel* sei nur der 1793 erschienene „*Catéchisme du citoyen français*“ von Volney herausgegriffen, der die Thesen der aufklärerisch-revolutionären Naturrechtslehre knapp zusammenfaßt. Physikalischer und moralischer Gesetzesbegriff sind hier noch immer ungeschieden, sie sind vereinigt in einer kosmischen Verfassung, einem einheitlichen, festgelegten Bestand von Regeln der göttlichen Machtausübung. Das sozio-kosmische Universum der hellenistisch-

orientalischen Spekulation ist im fortschrittsstolzen Frankreich der Revolutionszeit noch immer geistesmächtig. Selbst der Kantische Parallelismus von Naturgesetz und Sittengesetz ist ein Nachklang jener Spekulationen, nicht anders als die hegelianische und marxistische Auffassung der Geschichte als Verwirklichung eines vorsehungerhaften Heilsplanes.

So wirkte die archaische Mythologie in philosophisch rationalisierter Gestalt fort, als ihre bildhaft-anschaulichen Formen in der Herrschafts- und Bau-symbolik bereits völlig verblaßt waren. Doch unter der Decke und zum Teil noch im Gewande des Altüberkommenen war bereits das Neue wirksam. Schon Galilei hatte nicht von „Naturgesetzen“, sondern von „Verhältnissen“ und „Proportionen“ gesprochen, Hume und Kant hatten scharf zwischen den Bereichen von Faktum und Wert unterschieden, Feuerbach und Marx legten – wenigstens zum Teil – den ideologischen Vorgang der Projektion und Reflexion sozialer Modellvorstellungen bloß, auf welchem jenes Weltbild letztlich beruhte. Schließlich wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die Krise der traditionellen, an der Idee der „gerechten Weltordnung“ orientierten Philosophie offenbar; seit Hegel, den man mit Recht den letzten großen Theodizetiker genannt hat, ist die produktive Kraft jener Weltauffassung erloschen.

Ich bin mir bewußt, eine gewagte Vermutung auszusprechen, aber es scheint mir, daß die philosophische Kosmospekulation mit dem Verschwinden ihrer mythischen Grundform des nährenden Mutterbodens beraubt wurde und die Frist ihres Überlebens mit einer stetigen Verdünnung und Entleerung bezahlen mußte – daß es sich also nur um zwei Phasen des gleichen Prozesses der Entmythologisierung handelt. Aber während etwa das Gottesgnadentum der Könige längst einer gefühlsmäßig neutralen Vergangenheit angehört, widerhallt die zeitgenössische Kulturkritik zumal des deutschen Sprachraumes von Klagen, das moderne Denken habe den Menschen seiner Heimat und seines Haltes im Kosmos beraubt, in das Nichts einer kalten Faktizität hineingestoßen usw. Man könnte über diese und ähnliche Beschwerden einfach mit der Bemerkung hinweggehen, daß sie früher oder später das Schicksal jener Kassandrarufe teilen dürften, welche jeden Zweifel am göttlichen Recht der absoluten Monarchen als Anfang vom Ende aller menschlichen Gemeinschaft verschrien. Ein begründetes Urteil setzt aber die Kenntnis der tatsächlichen Funktionen des mythischen und philosophischen Kosmosgedankens voraus.

Diese Funktionen waren besonders in den Anfängen nicht klar unterschieden und haben sich erst im Laufe der Entwicklung einigermaßen differenziert. Zunächst muß betont werden, daß der Mensch der mythischen Frühzeit von jenem Weltbild nicht etwa wie der moderne intellektuelle Romantiker die Beseelung oder Wiederbeseelung des Universums verlangte, sondern in erster Linie etwas sehr Primitives und Elementares – ja, wenn man will, Banales: die Befriedigung seiner grundlegenden Lebensbedürfnisse, die Vorhersage und Beeinflussung von Handlungsfolgen oder anderen bedeutsamen Ereignissen. Die Einhaltung der universellen Ordnung – etwa der Ma-at – sicherte einen

regelmäßigen Naturlauf und damit das Gedeihen von Frucht und Vieh, die kosmische Lebensmacht im König verlieh diesem heilende Kraft, die Organisation und Anlage von Staat und Stadt nach vermeintlich kosmologischen Grundsätzen garantierte das Gedeihen und zumal den kriegerischen Erfolg, die Astrologie sagte die Zukunft voraus und wies den Weg zum Sieg oder zur Gesundung. Der Gang der Welt, das Verhalten aller Dinge sanktionierte die kosmische Verfassung: Wer sich an der Rechtsgemeinschaft des Universums vergeht, wird von ihr bestraft. Der sozio-kosmische Zusammenhang gibt Aufschluß über menschliche Schicksale, vor allem aber über die von bestimmten Handlungsweisen zu erwartenden konkreten, lebensbedeutsamen Folgen. Modern gesprochen sind es hypothetische Imperative, die aus der Struktur des Universums abgeleitet werden: wenn man eine Naturkatastrophe vermeiden will, muß man sich in einer bestimmten Weise – die durch moralische oder rituelle Vorschriften präzisiert wird – verhalten. So trägt diese ursprüngliche Vollform der sozio-kosmischen Weltauffassung einen stark empirisch-pragmatischen Charakter, sie soll in erster Linie Lebensbedürfnisse, nicht Gemütsbedürfnisse befriedigen.

Das Schwinden des Glaubens an solche empirischen Zusammenhänge bedeutete eine erste Erschütterung jener Weltauffassung, ja im Grunde wurde diese bereits dadurch ihrer Basis und ihres eigentlichen Gehaltes beraubt. Doch nun setzte ein in der Geistesgeschichte sehr häufiger Vorgang ein: die ursprünglich zweckbestimmten hypothetischen Imperative wurden nach dem Wegfall der ihnen zugrunde liegenden Zwecke zu Geboten schlechthin – so waren etwa das Abnehmen der Kopfbedeckung, das Erheben der offenen Hand, das Reichen der Rechten oder das Leerschießen der Kanonen vor dem Hafen ursprünglich zweckbestimmte Entwaffnungsvorgänge; mit dem Fortschritt der zivilisatorischen Befriedung ist der Zweck fortgefallen, geblieben sind die Höflichkeitssitten des Grußes oder Salutes. Schon in der antiken Naturrechtslehre ist ein ähnlicher Reduktionsprozeß feststellbar: von den in die vermeintlichen Sach- und Zweckzusammenhänge des sozio-kosmischen Mythos eingefügten Verhaltensnormen bleiben nur zweckfreie Formeln – etwa das *secundum naturam vivere* oder die *imitatio mundi* – übrig, die allerdings in ihrer abstrakten Leerheit gar keine echten Handlungsanweisungen mehr geben. So wird nach dem Verblassen der empirisch-pragmatischen Funktion die ethisch-politische freigesetzt, allein sie erschöpft sich in pseudo-normativen Leerformeln. Doch gerade darin liegt eine gewisse Stärke: jede philosophische Schule und jede politische Macht konnte diese Formeln eben infolge ihrer Inhaltlosigkeit zur scheinbaren Legitimierung der eigenen Ideale, Zwecke und Ideologien verwenden, und darum haben sie sich bis in die Gegenwart erhalten. Wenn aber auch diese Funktion des sozio-kosmischen Weltbildes verblaßt, bleibt nur mehr die ästhetisch-kontemplative übrig: man leitet aus der Struktur des Kosmos keine Verhaltensregeln mehr ab, sondern beschränkt sich auf die verklärende Betrachtung der angeblich gerechten harmonischen Ordnung des Universums. Damit ist jenes Weltbild freilich seiner Bedeutsamkeit für das praktische Leben völlig entkleidet; es ist aus dem Bereich der praktischen

Ernstsituationen ganz in den der kontemplativen Erbauung oder des künstlerischen Gleichnisses abgedrängt, wo es auf lange Zeit eine Art musealen Daseins führen mag.

Während aber die archaische Kosmosmythologie heute bloß einigen wenigen Gelehrten bekannt ist und auch die traditionellen Naturrechtslehren nur mehr einen geringen Einfluß besitzen, fällt doch der Abschied von der Vorstellung einer objektiv vorgegebenen, wertgerichteten Weltordnung den Menschen schwer. Allein nicht nur die moderne Wissenschaft fordert diesen Abschied, auch die reale Struktur der modernen Industriegesellschaft drängt in die gleiche Richtung. Sie ist keine überschaubare, nach Rang und Würde aufgebaute Hierarchie mehr wie die Sippe oder das Imperium, sondern ein Gefüge ineinandergeschachtelter Zweck- und Interessenverbände, dessen Funktionieren ohne Spezialstudium kaum mehr verständlich ist. Ja, es scheint, als würde im Zuge der technisch-industriellen Revolution der Staat selbst etwas anderes werden, als was er in den letzten fünf Jahrtausenden war. Wir erleben es, wie unter dem Druck einer übermächtigen Entwicklung altehrwürdige Staatsgebilde von Organisationen überwölbt werden, die schon durch ihre Namen als rein zweckhafte Konstruktionen gekennzeichnet sind, und die möglicherweise die Ansatzpunkte von Gesellschaftsstrukturen bilden, welche mit dem alten Staat nur mehr das Wort und vielleicht nicht einmal dieses gemeinsam haben könnten. Es ist klar, daß so tiefgreifende Veränderungen im Urbild aller Kosmosspekulationen entsprechende weltanschauliche Folgen haben müssen. Und so will es mir scheinen, daß die endgültige Verabschiedung der in der archaischen Staatsmythologie verwurzelten Vorstellungen vielleicht nicht einmal mehr ein asketischer Akt intellektueller Redlichkeit zu sein braucht, wie er es für den heroischen Positivismus eines Max Weber war, sondern daß wir jene tief eindrucksvolle und in ihrer Art gewaltige Form menschlicher Weltdeutung bereits mit dem gleichen verstehenden Interesse, aber auch mit der gleichen inneren Distanz betrachten dürfen wie ein Kunsthistoriker die Reichskleinodien eines versunkenen Imperiums, deren magische Macht für ihn nicht mehr wirklich ist.

JULIUS OVERHOFF/ASPEKTE DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS IN EUROPA UND ASIEN

Die alten Männer eines Stammes wittern ergiebigere Jagdgründe; Hirten reißen ihre Zelte ab, weil Sommerweide ins Gebirge lockt; Völker gehen auf Wanderung und wissen nicht, ob das Ziel Leben oder Tod heißt.

Bereitschaft zum großen Aufbruch, zum *ver sacrum* kreist der Menschheit wohl seit Jahrzehntausenden im Blut. Immer wieder, noch während der sogenannten historischen Epochen, entsteigt der vorgeschichtlichen Tiefe eine solche Unruhe des Herzens als Antrieb für Denken und Handeln, und immer behält das *sacrum* seinen doppelten Sinn – heiligen Glanzes, der Zukunft verheißt, abgründiger Verführung.

Das hohe Mittelalter Europas hatte das Chaos der Völkerwanderung in sich überwunden und wenigstens der Idee nach eine geschlossene Welt erbaut. Ihr Gleichnis ist die romanische Basilika. Durch das Langhaus des Daseins, vorbei an den Stützen der Arkaden, die wechselnden Durchblick gewähren, schreitet der Gläubige vor bis unter die Vierung. Das Querschiff hebt seine Arme in die Geste des Beters, er kniet vor der Apsis göttlicher Majestät. Jeder weiß, wie Diesseits und Jenseits, das in seiner Unendlichkeit weit überwiegende Jenseits, miteinander verbunden sind: durch das Gericht. So kann und sollte auch jeder wissen, wie er sich im Irdischen zu verhalten hat.

Das „gebundene System“ der Gewaltenteilung zwischen Papst und Kaiser bewährt sich in der politischen Wirklichkeit besser, länger, als es dem Nachfahren scheint, der vom Drama des Investiturstreites gefesselt wird. Selbst das Schisma zwischen Rom und Byzanz, das Kampfgespräch mit dem Islam, die Erfahrung der ersten Kreuzzüge lassen die Turmgruppen der Abwehr nur kühner, herausfordernder um den Baukern des eigenen Wesens treten.

Freilich gibt es solche Architekturen rein nur in den besten Köpfen einer Zeit, als Grundriß und Aufriß; bis zum letzten Stein stehen sie nie. Beutezüge heidnischer Nordmänner branden über die Jahrtausendwende, bald danach hebt im Streit der Theologen, später der Universitäten ein Wetterleuchten des Kommenden an. Aber daß ein Maß galt, an dem das Unzulängliche zu messen sei, bestritt keiner.

Die geheime Erschütterung der Seelen muß wohl noch im zwölften Jahrhundert erlitten worden sein; mit dem Beginn des dreizehnten tritt sie an die Oberfläche, alsbald klaffen die Mauern. Um diese Zeit vollendet die Gotik ihren Siegeszug durch das Abendland. Noch scheinen die großen Kathedralen, die ganz geglückten, den romanischen Bauwillen mit neuen, technischen Mitteln zu vollenden. Aber in den Werken zweitrangiger Meister wird der Riß sogleich offenbar: zwischen Außen und Innen, zwischen dem Rationalen der Konstruktion und einer bedrohlich ansteigenden Gefühlshitze. Das Schreiten auf den Altar zu unterbricht ein Zug empor unter die verdämmernden Gewölbe. Nicht mehr soll das Gericht Zeitlichkeit und Ewigkeit scheiden; in

diesem Leben noch will der Mystiker Einung mit Gott, und der Farbenschimмер der Glasfenster verheißt sie ihm als möglich.

Die Kunst spiegelt das Auseinandertreten von Verstand und Gefühl im großen und im kleinen Leben, innerhalb wie außerhalb der Kirche. Ein drängenderes Religionsbedürfnis der Massen, das die Hierarchie überspringen möchte, läßt die Bettelorden entstehen. In der Hand dieser Hierarchie aber werden sie zur planvoll eingesetzten Ordnungsmacht, und neben das Schaugepräge des Amtes tritt gleichberechtigt wieder die evangelische Armut. Aus den Statuenscharen der Propheten und Könige streben Heilige an bevorzugte Plätze, es bedarf scharfen Aufmerkens, daß der Rand des Christentums nicht in alte Vielgötterei aufspleiße; dennoch wird dem Bildersturm späterer Puristen schon der Weg bereitet. Marienliebe brennt im Volk und als geistliche Minne der Ritter; die Nähe der weiblichen, der Jungfrau-, der Muttergöttin speist die Seelen kräftiger als die von den Kirchenvätern kunstvoll aufgebaute Trinitätsdogmatik.

Nicht nur in der Philosophie des Abendlandes, auch in der des Islam und des auf der iberischen Halbinsel blühenden Judentums treten um diese Zeit aufgeklärt-rationale und verinnernd-subjektive Richtungen auseinander. Was die bewegliche, durchlässige spanische Grenze hin und her überschritten haben mag, von Sevilla, Córdoba und Granada nach Aragonien, Navarra und León, von dort zurück nach Andalusien, an höfischer Sitte, Dichtung und Gedanken, das hat unsere Wissenschaft noch kaum geklärt.

Der Katholizismus ist auf der Hut. Noch einmal bauen die Summen des Thomas von Aquin seine geistige Architektur vollständig auf, wie es später nie mehr glückt. So wird sie durch die neuen Gefahren rundum gewaltig emporgetrieben – wie die Kreuzfahrerburgen im Morgenland, die alles Festungswerk daheim in den Schatten stellen.

Dennoch fügt sich das christliche Abendland nicht mehr in diese Ordnung. Fortan gibt es nicht nur den Gläubigen zu Hause, den Ungläubigen fern an der Grenze, sondern auch den Ketzer. Zwar sterben die ersten Dissidenten schon 1022 auf dem Scheiterhaufen; doch was an Sektierertum aufflammt in Italien, Frankreich, Deutschland, unter Bauern, Handwerkern, Adeligen, der niederen Geistlichkeit, dem wird von der cluniazensischen, der zisterziensischen Kirchenreform der Wind aus den Segeln genommen, es erstickt als Eigenbrötelei. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts aber unterwandert ein gnostisch-manichäischer Dualismus ganz Europa. Aus seiner asiatischen Heimat, wo die Kirchenväter mit ihm gerungen haben, vermitteln ihn auf seltsamen Wegen die bulgarisch-bosnischen Bogumilen. Reinheits- und Armutsideale verschränken sich mit dem alten philosophischen Gedankengut. Als sich in der Provence eine Katharerkirche außerhalb der römischen bildet, beginnt der Kampf. Die Albigenserkriege zeigen dem schauernden Abendland zum erstenmal seit den Tagen des Arius wieder, daß Glaubensleidenschaft und Politik im Bunde vor keinen Greueln zurückschrecken. Das provenzalische Volk wird als erstes der in der Völkerwanderung neugebildeten vernichtet, ein Opfer der steigenden französischen Macht. Doch die Ketzer bleiben. Eine düstere Religiosität schwelt in den Menschen, bald werden

Geißlerscharen die Züge der Pest, des schwarzen Todes, durch die Städte und Dörfer des Kontinents begleiten, brennende Hexen, Pogrome ein gewohntes Schauspiel sein. Wie sehr das Volk durch die Ereignisse aufgewühlt worden ist und die Abtrünnigen trotz vieler Vorläufer als etwas nie Dagewesenes empfunden hat, beweist die Sprache: unser Wort Ketzer leitet sich von Katharer her, im französischen *bougre*, Ungeheuer, steckt der Bulgare.

War die Katharerbewegung ein geheimer Gegenstoß Asiens? Haben ihn die Kreuzzüge erleichtert, die durch sie erworbene Kenntnis des Ostens, der Handel, welcher ihnen folgte? 1204 fällt Konstantinopel, in wenigen Jahrzehnten überflutet abendländisches Rittertum Griechenland, die Inseln, die Levante, begründet an klassischer Stätte mehr oder minder kurzlebige Kleinherrschaften. Obwohl diese Episode immer wieder bedeutende Geister angezogen, hat die Kenntnis ihrer erstaunlichen Einzelheiten das Bewußtsein Europas bisher nicht erreicht.

Der Sturz des byzantinischen Reiches hätte Rom Gelegenheit zur Beseitigung des Schismas geben können. Sie wurde nur schwächlich genutzt. Wahrscheinlich war die Frist bis zur Restauration nicht lang genug, auch lenkten andere lawinengleich hereinbrechende Ereignisse ab.

Der Endkampf zwischen den beiden Schwertern der Christenheit wird zur Tragödie, weil den hochbedeutenden Päpsten der Epoche, Innozenz III., Gregor IX., Innozenz IV., in Friedrich II. von Sizilien ein ebenbürtiger Gegner ersteht, der Idee gegen Idee, Werkzeug wider Werkzeug, Infamie auf Infamie zu setzen weiß; so werden beide Parteien emporgereizt über sich selber hinaus in Argumenten und Taten. Eben jene Argumente aber sind zukunftssträchtiger, als die, welche sie geschmiedet haben, ahnen können. Um ganz ineinander Verstrickte bleibt leerer Raum von Welt; ihn besetzen mit dem Sturz des staufischen Hauses, nach dem Scheinsieg der Päpste, neue Mächte: die Könige, das heißt bald die Nationen, die Stände und die Städte. Von da ab ist Europa pluralistisch bis zum heutigen Tage.

Man sagt, der süditalienische Staat Friedrichs habe den aufgeklärten Absolutismus um Jahrhunderte vorweggenommen. Für den späten Betrachter, der die Entwicklung kennt, ist das richtig. Doch die Perspektive der Zeitgenossen formte sich wohl, wie immer, ganz aus den damaligen Gegebenheiten. Große Juristen glänzten an allen Universitäten; Sachwalter der göttlichen *justitia* auf Erden zu sein, war ihre Forderung an den Fürsten. Wie sehr das Verhältnis von Staat und Recht noch in Fluß gewesen ist, läßt die zwielichtige Gestalt des Kanzlers Petrus von Vineia ahnen. Man darf ihn den Schöpfer einer neuen Bürokratie nennen, mindestens den produktiven Umgestalter einer veralteten byzantinischen. Einige wollen in ihm den Erfinder des Sonetts herauskennen; sicher hatte er rege künstlerische und wissenschaftliche Interessen. Ob er dem Geburts- und Erbübel der neuen Bürokratie, der Bestechlichkeit, zum Opfer gefallen ist oder ob ihn, nach einem Leben gemeinsamer Arbeit, schließlich Tieferes von seinem Herrn getrennt hat, wissen wir nicht. Vielleicht glaubte er die letzten, titanisch verzweifelten Schläge des „Weltenhammers“ mit seinem Gewissen nicht mehr decken zu können.

Wie das Königtum in Frankreich und England seit dem Interregnum, seit dem Sinken der Päpste und der Kaiser, steigt, ist bekannt. Die Nachfahren der Stände, unsere Parlamente, feiern als ihren Aufgang die Magna Charta, welche König Johann von England 1215 nach den Wirren um Richard Löwenherz auf der Wiese von Runnymede unterschrieben hat. Auch das ist richtig und falsch zugleich. Zwar unterscheidet sich die great charter vom bisher üblichen privilegium des Mittelalters: sie ist nicht bloß ein aus königlichen Befugnissen gesparter, Nachgeordneten überlassener Wirkungsraum, sondern deutlich ein eigenes Recht gegen den König und als solches entwicklungsfähig. Hätten aber dazumal die Herren, besonders ihre geistlichen Berater, ahnen können, wer sich später alles auf ihre Artikel berufen würde und zu welchen Zwecken, sie hätten wohl die Köpfe geschüttelt. Doch nicht dies ist wichtig; sondern die Erkenntnis, daß in solchen Zeiten jedes Samenkorn fruchtet, jedes Reis austreibt.

Am geradesten läuft der Weg der Städte. In vielen, namentlich italienischen, war die Besiedelung nie unterbrochen worden, die Erinnerung an das römische municipium lebendig geblieben. Aber fast alle der unzählbar neu gegründeten hatten sich mancherlei Vogt- und Schirmherrschaften zu entwinden, weltlichen wie geistlichen, ehe sie ihre Angelegenheiten selbst bestimmen durften. Der Sieg der Mailänder über den Rotbart leuchtete als Fanal. Die Kreuzzüge hätten ohne die Hilfe der Seestädte nicht unternommen werden können; und die wußten ihren Lohn einzuheimsen. Wenn auch an eine Verstädterung in unserem Sinne nicht gedacht werden darf, so beginnt doch mit dem 13. Jahrhundert aus der Stadt jene dämonische Strahlkraft zu wirken, welche die Seelen an sich reißt wie das Licht die Schmetterlinge. Nicht nur die Geldwirtschaft macht, daß die Großen, Bischöfe und Grafen, ihre ländlichen Edelsitze aufgeben und einer nach dem anderen Wohnung hinter Bürgermauern nehmen. Ob im Materiellen, ob im Geistigen – von nun an geschieht alles Wesentliche in den Städten. Hier steigen die neuen sozialen Schichten, die dereinst die Welt bestimmen sollen, hier wird die Freiheit erörtert.

In einem großen Schwung heben Kreuzzüge und sizilisches Reich Europa über die Sperrmauer Byzanz und stellen es vor das Antlitz der Welt. „Welt“ meint in jenen Tagen Asien. Krieger und Händler brachten vieles heim, neue Handwerkserzeugnisse, Gemüse und Früchte, Windmühlen und Bäder, neue Tischsitten und Lebensgewohnheiten – denn die materielle Kultur des Orients war der ihren weit überlegen –, eine bessere Kenntnis der Länder, mannigfache Erfahrung überhaupt. Die größte war die, daß sie sich vor dem Islam zwar erneut als die eine Christenheit bestätigt gefunden, aber zugleich gelernt hatten, daß sie verschiedene waren, von vielerlei Art und Sprache. Gemeinsame Abenteuer, gemeinsames Lager- und Besatzungsleben treibt die Unterschiede, den Wettbewerb, die Eifersucht auf. Die Profile der Nationen zeichnen sich schärfer.

So ist, scheint es, Europa sich und der Welt gegenübergestellt worden, und damit der immer wiederkehrenden Aufgabe des Gesprächs mit Asien. Doch hatte es den Weg dahin längst selber eingeschlagen. Das Allgemeine und das

Einzelne treten auseinander, der neue Zug ins Spirituelle und der neue Zug ins Konkrete lassen einen weiten Raum zwischen sich, der als ungeordnet empfunden wird und nach Ordnung verlangt. Alles mündet wieder ins Offene. Uns fesselt das Schauspiel. Den Menschen der Zeit war es Hoffnung und Schrecken.

Bereitschaft zum Aufbruch erfüllt nicht nur Europa; auf eine erregende Weise ähnelt sich die seelische Landschaft über die ganze Erde hin. Der Islam steht in der Reife seiner Kultur. Von Portugal bis über den Indus hinaus schmücken wunderbare Bauten, geistliche und weltliche, eine jede Stadt, die Theologie ist eine gewaltige Wissenschaft geworden. In Schüben vermittelt sie dem Abendland antike Philosophie, vor allem die Kenntnis des Aristoteles, jedesmal stellt sie dem christlichen Denken neue Aufgaben der Bewältigung. Den Reichtum der Literatur lassen Sammlungen wie die der „Märchen aus tausendundeiner Nacht“ ahnen. Obschon die Mehrehe eine Spiritualisierung der Liebe in Grenzen hält, steigt das Weibliche im Rang. Nicht nur Liebreiz und höfisches Benehmen wird gefordert, sondern in der Konversation Beherrschung des gesamten Bildungsgutes, des Adab, von der Prinzessin wie von der Sklavin. Auch an heiligen Frauen fehlt es nicht. Islamische Mystiker des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts stoßen bis an den Rand des in menschlicher Sprache noch Sagbaren vor. Wie im Westen ein Thomas von Aquin, so fühlt sich über hundert Jahre früher im Osten ein Ghazali getrieben, gegen die fortreißende Flut der Spekulation wieder das alte Wahre zu sichern. Zwar aus einem anderen, vielspaltigeren Temperament entstanden, ist sein Werk doch zu einer Art Summe islamischer Rechtgläubigkeit geworden. Der großen, nie geheilten Spaltung in Sunna und Schia waren alsbald unzählbare andere gefolgt. Der sektenzeugende Iran, der Mittlere Osten der islamischen Welt, damals unter dem Ländernamen Churassan zusammengefaßt, warf Häresie um Häresie aus, und ebenso schwierig wie in Europa war es, die vom persönlichen Gotteserlebnis Überwältigten, die Sufis, nicht in Heterodoxie fallen zu lassen. Oft, bewußt und unbewußt, verbanden sich den geistlichen nationale und soziale Antriebe. Seit man die Residenz der Kalifen von Damaskus nach Bagdad und damit weg vom völkischen Schwerpunkt verlegt hatte, im Maße, wie der Osten an Einfluß gewann, fand sich arabisches Wesen gegen persisches, das neue gegen uraltes asiatisches Kulturgut in die Verteidigung gedrängt. Schließlich löste Nomadengeist die großstaatlichen Bande auf. Seit dem Ende des achten Jahrhunderts dringen aus den Steppen Türken verschiedener Stämme in die islamische Welt, erst als Räuber, Söldner und Siedler, dann als Gründer von Dynastien. Der Vorgang erfüllt ein gutes Halbjahrtausend mit Geschichte. An seinem Ende finden wir die weltliche Herrschaft des Kalifen auf ein schmales Gebiet um Bagdad gemindert, auch die geistliche Oberhoheit ist oft nur mehr Schein. Rundum in der riesigen Länderweite, welche die Fahne des Propheten einst erobert, entsteht und vergeht eine endlose Folge ganz oder halb unabhängiger Staaten, rasch aufblühend, jäh stürzend, ständig einander befehdend, und ein jeder von ihnen

fühlt sich gerufen, das eine Großreich wiederherzustellen. Zwei erreichen am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Höhe ihrer Macht, Ägypten und Chuaresm.

In Ägypten herrschte die kraftvolle Dynastie der Ejubiden. Ihr erster großer Sultan Salah ed-Din (Saladin) gründete ein Reich über den Vorderen Orient hin; er machte Weltgeschichte, als er 1187 in der Schlacht bei Hattin (Hittin) die Kreuzfahrer besiegte und Jerusalem zurückeroberte. Beinahe wären die Christen schon damals ins Meer geworfen worden; von nun an war ihre Stellung in der Levante defensiv. Doch krankte auch das Ejubidenreich an den üblichen Erbteilungen; jeder Herrscher, so auch Al-Kamil, der Freund Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen, suchte gegen die Verwandtschaft den alten Bestand wieder in die Hand zu bekommen. Verbrauchte sich solcherart die Kraft der Familie, erstarkte doch das Kernland Ägypten. Das nachfolgende Haus der sogenannten Mamlukensultane konnte endlich die Kreuzfahrerstaaten vernichten. 1260 schlugen die Ägypter an der Goliathquelle unweit des Jordantales eine mongolische Gruppe und retteten damit den afrikanischen Islam wie die heiligen Stätten Mekka und Medina. Es ist der einzige nicht anzweifelhafte Sieg, der je von irgend jemandem gegen die Mongolen der Glanzzeit erfochten worden ist.

Ein anderes Schicksal war dem östlichen Großreich Chuaresm verhängt. Sein Stammland zog sich vom Ufer des Kaspisees bis weit nach Turkestan hinein. Dieses „Land uralter Bewässerung“, wie es die Bewohner stolz nannten, hatte seit den persischen Achämeniden, seit Alexander dem Großen eine eigene Rolle zu spielen gewußt, deren Bedeutung uns noch längst nicht in allen Einzelheiten klageworden ist. Durch vier Geschlechter weitete eine Familie ihre ursprüngliche Stadtherrschaft zum Sultanat aus. Der Verfall der seldschukischen Macht, ihr Rückzug nach Kleinasien leistete diesem Ausgreifen Vorschub. Nach einem Wettlauf mit den afghanischen Ghuriden erreichte der letzte Chuaresm-Schah Mohammed das Ziel, vornehmster der islamischen Fürsten zu sein. Schon lockte das reiche Indien. Da geriet er mit Dschingiz-Chan aneinander. So traf ihn der erste nach Westen gerichtete Stoß der Mongolen. In unglaublich kurzer Zeit wurde er mitsamt seinem Riesenreich weggefeht. Von diesem Vernichtungskrieg haben sich große Teile Mittelasiens nie wieder erholt. –

Die Zeit, von der wir reden, sieht die ersten moslimischen Staaten im eigentlichen Hindustan. Arabische Spitzen hatten am Anfang des achten Jahrhunderts nur Belutschistan und einen Streifen des Fünfstromlandes erreicht. Die Sultanate von Multán und Mansura daselbst blieben bedeutungslos. Um 1000 heben mit dem gewaltigen Mahmud von Gazni die wiederkehrenden Plünderungszüge der Mohammedaner nach dem reichsten Land der Welt an. Zwar wird der Pandschab nun ganz gewonnen; aber erst die Ghuriden greifen wirklich nach Indien. 1192, in der zweiten Schlacht bei Taraori (in der ersten, ein Jahr zuvor, waren die Einheimischen siegreich), fällt der Hindu Prithwi Raj, das Haupt des Radschputenbundes, gegen den eindringenden Feind; das Sultanat von Delhi entsteht. Mit dem Niedergang der Ghuriden macht es

sich unabhängig, die „Sklavendynastien“ beherrschen fortan einen großen Teil Indiens. Aber erst nach dem zweiten Mongolensturm unter Timur dem Lahmen klärt sich die Legierung persisch-islamischen und indischen Wesens. Das Mogulreich ist bis zum heutigen Tage sprichwörtlich für orientalischen Glanz schlechthin; ein Kaiser Akbar wird zu den Größten der Weltgeschichte gezählt. Und doch bedeutet der Name Mogul nichts anderes als Mangchol, Mongolen. Übrigens hat die islamische Invasion ungewollt geholfen, den Buddhismus in Zentralindien zugunsten des Hinduismus auszulöschen.

Wie Europa hat China sein klassisches Altertum, das im Sturm der Völkerwanderung untergeht, sein Mittelalter, das sich mühevoll der zweiten Barbareie entringt. Die Aufgabe des von Indien einwandernden Buddhismus entspricht sogar fast der des Christentums; schon in der Form des „großen Fahrzeugs“ bringt er die Erlöser, die Heiligen und die Klöster, Zuflucht der Angstvollen im wüsten Weltlauf. Er bringt auch die Plastik, die Malerei, den Tee. So stark ist sein Einfluß, daß sich eine Hochphilosophie der altklassischen Zeit, die Lehre vom Tao, zurückverwandelt in magische Volksreligion, um ihm Widerpart zu halten. Begeisterte Mystiker hat auch der Osten; Einung von Einzelseele und Allseele ist ein von den indischen Jogis übernommenes Thema. Die Lehren von blitzartiger Erleuchtung mitten im Täglichen, welche den japanischen Zen-Buddhismus kennzeichnen, haben in dieser Zeit ihren Ursprung. Doch stärker rührte die religiös Bedürftigen der pessimistische Aspekt des Buddhismus an, das Neinsagen, die „Leerheit“, der Pfad des Nicht-Seins. Im Reich Hi-Sia, dem westlichen Nachbarn von Sung-China, in Tibet schritt die Entwicklung rasch zum Lamaismus, zum „demantenen Fahrzeug“ des Tantrismus vor. Damit sind wir aber wieder weitab von aller europäischen Ähnlichkeit. Als die Mongolen kamen, war die ritterliche T'ang-Periode lange vorbei, die großen Lyriker hatten ausgesungen. Seit mehreren Jahrhunderten schleppte sich das geteilte Reich, die Gesellschaft durch Müdheit und Überdruß. Alle Kraft wurde aufgebraucht, um die ohne Unterlaß zuströmenden wilden Erobererstämme, die in dieser Periode meist tungusischen Blutes sind, zu zivilisieren und einzuschmelzen. Gegen die Roheit von außen, den Aberglauben von innen verschanzten sich die gebildeten Leute als „Konfuzianer“ in scholastischen Philosophemen, jeder ahnte in seinem Gewissen, daß es so nicht weitergehen könne, doch keiner fand die Kraft, die nötige Änderung aus sich zu vollziehen. So erwartete man den Gewittersturm, das Gericht von außen, als unabwendbares Schicksal.

Und das Schicksal kam, es ließ sich nicht verharmlosen. Die Mongolenkriege waren nicht nur greueltvoll, sie müssen für China auch unendlich demütigend gewesen sein. Wohl wurde hie und da ein Platz tapfer verteidigt, durch kluge Taktik ein Teilerfolg erzielt – im ganzen machten aber Gelände und Weitläufigkeit, Verpflegung und Nachschub den Eroberern mehr Mühe als die Menschen. Diese wußten keinen Rat mehr. Der Apparat versagte, der durch Geschlechterketten liebevoll erbaute, sorgsam geölte, immer wieder durch

Erfahrung verbesserte Staats- und Kulturapparat; schlimmer, er versagte nicht einmal, er lief ab, nur unwirksam, hohl verschnurrend wie ein emporgehaltenes Spielzeug.

Doch erstaunlicher noch ist, was er leistete, als er wieder aufgezogen war, nach der Eroberung. Es schien, als hätte man nur auf die starke Hand gewartet. Plötzlich gab es das einige Reich wieder, von Nord nach Süd, das Reich der Mitte. Plötzlich waren die Handelswege nach Zentralasien offen – und die mongolische Schnellpost taugte etwas –, endlich erreichten Schiffe wieder die Sunda-Inseln. In keinem anderen der eroberten Länder haben sich die Mongolen so schnell angeglichen, so rasch eine heimische Dynastie geformt, die von den Annalen mit Recht als legitim gezählt wird. Kubilai, der letzte Großchan der Gesamtmongolen, der Enkel Temudschins – ihn besuchte Marco Polo –, war so gut ein chinesischer Kaiser wie der große Akbar ein indischer. Zwei Menschenalter nach seinem Tode nimmt sich die neue Ming-Regierung gar nicht so sehr als eine nationale Wiederherstellung aus, wie sie das wahrhaben wollte. Das geistige Leben erstarkt an einer merkwürdig enzyklopädischen Wissenschaft, die Landschaftsmalerei vergeistigt sich noch einmal; neben der seit tausend Jahren gemeisterten Lyrik wachsen aus breiteren Volksschichten die neuen Gattungen Roman, Drama, Singspiel hervor. Und wieder ereignet es sich, daß aus ihnen, gerade aus ihnen, trotz großer Raumesferne, hinweg über das Hindernis einer wesensfremden Sprache und einer anders bildenden, deshalb auch zu anderem Denken zwingenden Schrift, das Menschliche uns anredet im Mutterlaut, als hätten wir des Menschen Stimme noch nie so rein vernommen.

Für Japan ist die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert eine entscheidende Zeit. Den Brüdern Yoritomo und Yoschitsune aus der Familie der Minamoto gelingt es, die Clique des Hofadels von Kyoto zu stürzen. An die Stelle der Sippenherrschaft tritt die des Militäradels. Die Einrichtung des Schogunats, des Hausmeiertums, hat der Periode den Namen gegeben. Man spricht von einer Demokratisierung. Dem ist insoweit zuzustimmen, als sich im ganzen Lande der Kreis derer erweiterte, die durch Fähigkeit bevollmächtigt Verantwortung tragen durften. Die geistige Elite, auch das Zen-Mönchtum, scheint die Offiziere unterstützt zu haben. Freilich offenbarte das System fast augenblicklich seine Schwächen. Die Brüder veruneinigten sich, der als General hochbegabte Yoschitsune mußte in die Verbannung. Wie die seltsame, geschichtlich absurde Sage seiner Identität mit Dschingiz-Chan entstanden ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Yoritomo, der geniale Staatsmann, entging nicht dem Verhängnis des Ruhmes, den die Mitwelt, geblendet und verwöhnt, auf ungeniale Söhne überträgt. So erlebt das Land gleich nach seinem Tode ein beschämendes Schauspiel: Nicht nur gibt es jetzt zu Kyoto einen in Unmündigkeit gehaltenen Kindkaiser, sondern dazu in Kamakura einen gleich unbedeutenden Kindschogun aus der Nachkommenschaft der Minamoto, während die Macht in Händen der Schikken, der Reichsverweser aus der Sippe Hojo, liegt. Die Übel haben sich also verdoppelt. Immerhin können

die Hojo-Schikken nicht nur eine verhältnismäßig lange Zeit inneren Friedens für sich anführen. 1274 und 1281 versucht der Chagan Kubilai von China aus die Invasion, zuerst mit mäßigen, dann mit ungeheuren Mitteln. Die Versuche enden in einer Katastrophe, an der, wie bei der spanischen Armada, der Sturmgott mindestens gleich teilhat wie die Verteidiger. So sind die japanischen Inseln bis in die Neuzeit von keinem Feinde betreten worden, eine Schicksalsgunst, welche die Bewohner, wie viele isolierte Völker, lange als Freiheit zur Selbstzerfleischung mißverstanden haben. Was an Kulturgut vom Ausland kam, wurde wie eine Kostbarkeit gehegt, gepflegt und umgedeutet, bis es in subtiler, ja rokokohafter Zuspitzung voll japanisch war. Vielleicht ist der Preis dafür eine letzte innere Unsicherheit, die zur Großmachtdroge als Betäubungsmittel greifen muß. Selbstgewißheit der Chinesen stammt demgegenüber aus drei Jahrtausenden Leides von außen.

Hinein in diese Welt nun wurde ein neues Volk geboren, die Mongolen. Daß Reiterstämme, „bogenspannende, jurtenbewohnende“, Großreiche gleichsam aus dem Nichts schufen, hatten die Jahrtausende schon oft gesehen, das Gegeneinander von Nomadenhirten und Bauern, von Steppe und Fruchtländ, von Turan und Iran (in der Sprache des persischen Königsbuches) bewegt die Geschichte, seit es Kultur gibt. Diesmal erleben wir die Geburt mit. Die „Geheime Geschichte der Mongolen“, um 1240 verfaßt, ist als Dokument deshalb unschätzbar, weil sie den Augenblick des Schlüpfens der Chrysalide festhält. Im Lesen entsteht für uns Historie aus dem Mythos. Chinesische Staatsmänner und Annalisten haben den weiten Raum nördlich und westlich der Gobi zur Selbsterhaltung genau überwacht: bis an die Wende zum dreizehnten Jahrhundert wissen sie von Mongolen nichts. Der Name Mangchol kommt mit dem Volk. Eine Generation springt aus Vorgeschichte in Weltgeschichte, herumziehende Sippen verschmelzen zur Nation. Die Ethnologie ist über die Rassenwurzeln des Mongolentums noch im Unklaren; erkennbar aber setzt mit seiner Bildung eine Mongolisierung der Steppe ein, die Turkstämme ebenso wie indo-arische Völkerspitter ergreift. Die Schöpfung der Nation wie des Weltreiches ist das Werk eines Mannes. Temudschin, 1167 aus dem Geschlecht der Börtschigen geboren, wählt den Titel Dschingiz-Chan, als er sein neues Volk Mongolen nennt. Was Dschingiz bedeutet, ist bisher nicht erklärt; wer Dschingiz-Chan gewesen ist, wissen alle. Seine Aufgabe wächst aus dem Vollzug nomadischer Blutrache. Der heranwachsende Knabe findet seine Familie im ewigen Kampf der Steppe besiegt und ausgeplündert; ihr zum Recht zu helfen, wird ihm selbstverständliche Pflicht. Die östlichen Tatar haben seinen Vater Jessugai vergiftet – er zerschmettert sie. Die Vettern aus der Seitenlinie Taitschiut möchten seine Mutter Hoelun, die unmündigen Geschwister Hungers sterben lassen – einer nach dem anderen fällt. Vor Mord schreckt er nicht zurück, als sich der Halbbruder auflehnt. Die nördlichen Merkit rauben seine junge Frau Börte unter Umständen, die ihn selber belasten – sein Haß verfolgt den Stamm buchstäblich bis ans Ende der Welt. Von einem Blutsbruder seines Vaters, dem Ong-Chan

der westlichen Kerait, wird er viele Male verraten. Nach der äußersten, nicht mehr verzeihlichen Untreue hat er die Macht, jenen samt seiner Sippe auszu-rotten. Letzter Wettbewerber um das Chanat der Steppe ist sein eigener Blutsbruder Dschamucha, den die „Geheime Geschichte“ als einen seltsam schillernen, fast mephistophelischen Charakter abbildet. Dieser Dschamucha will den Kampf und will ihn nicht, er schlägt zu und hält den Schlag an. Haßliebe bindet die Rivalen aneinander bis zur Stunde, da Dschamucha sterben will und Todesart und Begräbnis nach seinem Wunsch vom immer bewunderten, immer verhöhnten Dschingiz-Chan zugebilligt erhält. Jede Tat auf dem langen, blutigen Wege ist gerecht nach den Regeln des Nomadentums; denn sie rächt frühere Tat, die wieder noch frühere gerächt hat, bis sich die Spur in der Urzeit verliert.

1206 fällt Dschingiz-Chan als dem stärksten und klügsten Überlebenden das Chanat der Steppe zu, aber das Morden hört nicht auf. Das Volk kann nur entstehen, wenn die Träger der alten Stammesorganisation ausgemerzt werden. Wer über die Grenzen flieht, reißt das Gastvolk ins Verderben. So gehen die Naiman, die halbzivilisierten Uighuren, die Kara-Kitai an der Grenze des islamischen Bereiches unter. 1211 wird der Krieg gegen China beschlossen. Er ist ebenso Rache für jahrhundertelange Unbill, auch persönliche – ein Ahn war durch Verrat in die Hand der Chinesen gefallen und von ihnen auf einen hölzernen Esel genagelt worden –, wie Verwirklichung des uralten Nomadentraumes, Bewährungsprobe des Herrschers, seiner neuen politischen und militärischen Organisation.

Es ist nicht so, daß Dschingiz-Chan die Weltherrschaft nicht gewollt hätte, gleichsam durch die Rachekeite unbewußt zu ihr hingeführt worden wäre. Er hat die jeweilige Aufgabe immer klar begriffen im Maße, wie seine und seines Volkes Erfahrung, die Kenntnis der Erde wuchs. Doch wird zumeist übersehen, wie lange der Kampf um die Vorherrschaft in der Steppe gedauert hat; erst der alte Dschingiz-Chan sieht sich vor wirklich weltpolitische Probleme gestellt: 1219 beginnt der Zweiundfünfzigjährige die Operation gegen den Chuaresm-Schah, der Sechzigjährige endlich gebietet von den Toren Europas bis zum Gelben Meer. Sechzig Jahre bedeuteten damals ein viel höheres Alter als heute. So ist das eigentliche Thema der „Geheimen Geschichte“ der Krieg in der Steppe, die Weltherrschaft über die „Randvölker“ am Ende fast eine selbstverständliche Krönung, eine erfüllte Berufung von Göttern und Ahnen her. Der Mythos des Volkes erlischt, da er durch den großen Herrscher zur Geschichte wird. Dschingiz-Chan selber war der Sieg über den verräterischen Ong-Chan wichtiger als der über China und den Islam.

Doch hat das Mongolenreich länger bestanden als andere nomadische Staatsgründungen. Auch das ist Verdienst des ersten Großchans. Er wußte nicht nur seine stets lebendig angeeignete rationale Erkenntnis, sondern auch den Glücksglanz, die Berufung auf seine Unterführer und Nachfolger zu übertragen. Das planvoll anerzogene Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit gehört ebenso zum Geheimnis der mongolischen Erfolge wie das praktisch Gelernte

und Eingeeübte. Die Schlacht an der Kalka gegen die Russen 1223, der konzentrische Dreifrontenangriff auf Ungarn 1241, ja noch die Kriege Kubilais gegen Sung-China scheinen wie von Dschingiz-Chans Geist geführt. Dennoch kann das Militärisch-Technische gar nicht überschätzt werden. Bis zum heutigen Tage sind die mongolischen Feldzüge strategisch-taktische Meisterleistungen höchster Aktualität. Wenn wir nachrechnen können, daß über mehrere Tausend Kilometer hin planvoll operiert, daß ein Korps nach Tagesmärschen von einhundertsechzig Kilometern und kurzer Nachtrast erfolgreich eingesetzt wurde, daß sich Heeresgruppen durch halbe Kontinente auf die Stunde genau an der vorgesehenen Stelle trafen, um den Feind in die Zange zu nehmen, dann darf das auch ein Zeitalter der Motorisierung, der Flug- und Radaraufklärung in Erstaunen setzen. Es gab gegen die mongolische Kriegführung zu ihrer Zeit nirgendwo ein Mittel. Nur Eitelkeit Europas ist es, zu glauben, der tapfere Widerstand in Schlesien und Ungarn habe die berühmte Abkehr der Mongolen von der westlichen Welt herbeigeführt. In Wirklichkeit waren die Niederlagen bei Liegnitz und am Sajó genauso hoffnungslos vernichtend wie nur je eine des Chuaresm-Schahs. Man bedenke, daß der „Ausflug“ nach Polen und Schlesien aus mongolischer operativer Sicht nichts anderes war als eine Digression verhältnismäßig schwacher Kräfte, unternommen, um aufzuklären und König Béla über die Slowakei weg auch von der Nordflanke zu fassen – während die übrigen Armeen von Osten durch die Karpathenpässe, von Süden durch Siebenbürgen und das Banat in die ungarische Ebene stießen. Noch auf dem schon beschlossenen Rückmarsch wird in Verfolgung des feindlichen Königs die Adriaküste, Dalmatien, Bosnien, Bulgarien „mitgenommen“.

Nicht nur die Schnelligkeit des Berittenen machte die Mongolen so überlegen. Dschingiz-Chan wußte zu lernen, die Nation lernfähig zu machen. Von den Uighuren, den Chinesen, den Mohammedanern wurde übernommen: Straßenbau, Belagerungsmaschinen, die Kunst, Brücken zu schlagen. „Spezialisten“ hatten allemal Aussicht zu überleben, ja ihr Glück zu machen. Fremde Errungenschaften paßte man den eigenen an, etwa, die Truppe trotz mitgeführter schwerer Artillerie rasch zu bewegen. Ganz nomadischem Wesen entgegen überließ man nichts dem Zufall, überlegte und kalkulierte alles. Wohlorganisierte Spionage klärte lange vor Beginn des Krieges nicht nur jeden Weg, jede Furt, jeden Paß, den Zustand der Festungen, sondern auch die politischen Verhältnisse, die Stimmung im Lande. Terror wurde ebenso bewußt eingesetzt wie Tapferkeit, Edelmut, Überraschung, List. Der Ruf der Unbesiegbarkeit stärkte die eigene Zuversicht, unterhöhlte die der anderen. Widerspruchslose Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit vervielfachte die Kraft.

1227 stirbt Dschingiz-Chan. Anfang der dreißiger Jahre wird das Nordreich Kin endgültig erobert. 1236 bis 1242 führt Batu seinen Feldzug gegen Europa. 1256 verbrennt Bagdad, stürzt das abbassidische Kalifat. Nach der Umkehr Batus beginnen diplomatische Beziehungen zwischen dem Papsttum und Asien, deren Träger die Bettelorden sind. 1279 strecken die letzten Kämpfer von

Süd-Sung die Waffen. 1294 stirbt Kubilai, der letzte Chagan, der von Europa bis China, von der Taiga bis nach Indien gebietet. Das Reich zerbricht in Teile, die eigene Wege gehen, China, Mittelasien als Gebiet der Il-Chane, die „Goldene Horde“ in Osteuropa. Dynastien, „Ausgewanderte“ gleichen sich den Unterworfenen an. Die Steppe, das Zentrum, fällt ebenso rasch unter die Schwelle des Geschichtlichen zurück, wie es sie keine hundert Jahre zuvor überstiegen hatte. Ohne je besiegt worden zu sein, löst sich das Volk der Mongolen auf in das, was es gewesen: in die „Aule“, herumziehende, durch Zufall an- und abschwellende lockere Sippenverbände, Zeltgruppen.

Es macht nichts aus, ob das heutige Europa Welthistorie außerhalb seiner eigenen Dynastien und Nationen zur Kenntnis nehmen will oder dafür zu träge ist. Die kommenden hundert Jahre werden sie ihm einpeitschen. Geschichte ist nicht, was uns nichts mehr angeht, sondern die Politik von gestern, also das Schicksal von morgen. Alles, was auf der Erde geschehen ist, wird einmal wieder wichtig für jeden. Wiederholungen freilich und aus ihnen abgezogene Rezepte gibt es nicht. Selbst der Analogienjäger, der, welcher hinter Ähnlichkeiten her ist, wird sich nur auf kurze Frist bestätigt finden. Wohl aber gibt es die wiederkehrende Stunde des Aufbruchs. Wer die Stimme hört, dessen Ohr ist empfindlich geworden, er findet aus der Vergangenheit die Zeiten wieder, da sie schon einmal gerufen.

Geschichte vollzieht sich nicht im fadenförmigen Nacheinander von Ereignissen und bedeutenden Menschen, wie man uns auf der Schule glauben machen will, von Friedenszeiten, Kriegen und Revolutionen, von Fürstenhäusern, Heerführern und Umstürzern, von Völkern und von Staaten, sondern im Zugleich von Kraftzentren. So erleben, erdulden wir sie als Politik. So ist sie immer erlebt worden. Im Spannungsfeld zwischen den Zentren ringen die einzelnen und die Gruppen, erstehen und vergehen sie, verwirklichen oder verfehlen sie sich. Wer Vergangenes kennenlernen will, der darf nicht nur von fern durchs Gitter spähen wollen, sei's auch mit vieler Umsicht. Vorstellungskraft als Schlüssel läßt das Tor aufspringen. Tritt ein, hoffe und leide mit denen, die damals waren!

Wer wir sind und wann wir eigentlich leben, weiß bis heute niemand. Noch dunkler, wie und wohin wir dann gehen; Sterbende treten ab, als was? Das fault und stäubt ein wenig, doch darum handelt es sich nicht. Der schlechte oder gute Name geht in die Erinnerung einiger Überlebender, bleibt dort eine Weile stehen. Aber die Menschen selber, als Kerne dieser Nachrede, fahren zu einem unbekannten Ziel. Selbst das Nichts, das die Ungläubigen zudiktieren, ist unvorstellbar, ja im Grund noch dunkler als ein Etwas, das bliebe.

Geht einer aus der Türe, so kann man ihn zwar gleichfalls nicht mehr sehen. Auch er verschwindet, als ob er stürbe, mit einem Male, der Zug biegt um die Ecke. Dennoch besteht, selbst bei weiten und gefährlichen Fahrten, der einleuchtende Unterschied, daß der lebend Abreisende auf unserer Ebene bleibt, und zwar buchstäblich: man kann ihn auf unserm Plan ohne Auf und Ab der Bewegung wieder erreichen. Jedoch der Sterbende *wechselt* die Ebene; er geht entweder als pure Leiche in ein unvorstellbares Nichts, das höchstens chemische Vorgänge übrig läßt, oder aber er steigt auf, der „Seelenvogel“, verschwindet in einem offenen, hochgelegenen Tor. Die Türe, aus der er weggeht, wird zu einem Maul, das ihn so einsam und hohl verschluckt, wie jeder seinen Tod allein bestehen muß; oder aber sie wird zum Eingang in ein Etwas, das man nicht weiß und das keine Körpermauern mehr hat. Dies letztere ist das „einleuchtend“ Näherliegende, obwohl keinerlei Realurteil darüber ergehen kann. Aber die Betroffenheit ist sonderbar, die das Tor überall hervorruft, wo es in Bildern und Geschichten erscheint; die Wand des Einschlafens und das Tor des Sterbens.

Es gehört wenig dazu, einen sofort in dieses Bild mitzunehmen; man erinnert sich des ungeheuren Eindrucks, den schon ein purer Film mit dem Tor-Motiv ausüben konnte. – Ein schönes Mädchen war hier zu sehen, fuhr mit dem Geliebten übers Land. Die beiden saßen allein in der Postkutsche; an der letzten Haltestelle steigt ein alter Mann ein. Blickt unverwandt auf das Mädchen, vor allem ihren Geliebten, müde und streng, mit hartem Gesicht. Der Wagen rollt durchs Tor in ein Städtchen ein, gerade unter einem Wirtshauschild hält er still. Der Alte folgt dem Liebespaar und nimmt am gleichen Tisch Platz, trinkt dem Mann zu. Sogleich erscheint im Becher des Geliebten, im Brautbecher, aus dem Lil, das Mädchen, getrunken hatte, ein Stundenglas; der Sand rinnt im Glas, ein schlimmes Zeichen. Dem Mädchen fällt der Becher aus der Hand und zertrümmert, sie will die Wirtin rufen und kommt zurück; da ist der Tisch leer, das harte Gesicht verschwunden, mit ihm ihr Geliebter. Im Augenblick noch, sagen die Gäste, ist er mit dem Alten vor die Tür gegangen. Lil stürzt vors Haus, niemand will die beiden gesehen haben: nur dort drüben, ein Bettler deutet, dorthin sind sie gegangen, und auch am Nachtwächter, schon am Ende der Stadt, gingen sie vorüber. Das Mädchen sucht unter Bäumen, an den dunklen Wiesen immer weiter, dem Geliebten nach bis zu einer Mauer hin, einer hohen steinernen, ihr entlang, die kein

Ende nehmen will, die im Kreis zu führen scheint und nirgends ein Eingang. Da kommt übers Feld, im Mondlicht, ein seltsamer Zug: Knaben, Männer und Frauen, jung und alt, Bauern, Bürger, Ritter, Priester und Könige, Gestalten aller Zeiten, nebelnd und weißlich, langsamen Schritts; und mitten darunter Lils Geliebter. Sie schreit seinen Namen, will ihn umarmen und zu sich reißen: da wendet ihr der Schatten nur leicht den Blick zu, unendlich entfremdet, kaum stockt der müde schleifende Schritt, und mit den andern verschwindet der Tote in der Mauer. Lil fällt ohnmächtig nieder; so findet sie der Apotheker des Städtchens, der die günstige Stunde des Vollmonds gewählt hatte, um zauberkräftige Kräuter zu sammeln, Wohlverleih und Teufelsabbiss, Salomonssiegel und Tausendgüldenkraut. Auf seinen Schultern bringt er das Mädchen zu sich ins Haus; er läßt sie allein, stärkenden Tee will er ihr kochen, an einem Tisch ist sie hingesunken, Retorten stehen umher, Sulphur, Mercurius und Flaschen mit Gift, viele Bücher liegen aufgeschlagen, und Lils verwirrter Blick fällt auf sie, fällt auf die offene Bibel und den kräftig unterstrichenen Satz: „Denn die Liebe ist stark wie der Tod.“ Buchstäblich wird er gelesen, verstanden, gewertet in seiner magischen Equilibrierung von Kraft und Last. Lil greift nach dem Gift, öffnet, trinkt: und im selben Augenblick steht sie vor der Mauer. Mit einer unerhörten Bewegung streicht sich das Mädchen über die Stirn, höchstes Befremden und vollendete Erleuchtung, Schlafwandel und Erwachen, die Mauer ist nicht mehr geschlossen, sondern ein brennender Spalt, ein gotisches Tor mit unendlich geahntem Licht dahinter führt in die Tiefe. – Was in der Tiefe geschah, ließe sich wohl erzählen, wenn nicht das Tor heller gewesen wäre als die Todeskammer mit den vielen Kerzen dahinter, die nun folgte, oder der Auferstehung ins selbe. Aber wenigstens das Tor verwandelte die Zuhörerschaft fast zu einer Gemeinde (*tua res agitur*); über dem trivialen Kunststück des Kino wirkte tiefere Regie, und sie brachte mit ihrer Gleichzeitigkeit von Ausgang und Eingang das letale Ursymbol der *Pforte* zum Bewußtsein.

Doch eben was hinter dieser liegt, war kaum in Bildern oder gar in mehr zu zeigen. Die Welt ist leidvoll und das spärliche Glück darin stumm, kaum nach außen, gar nach „oben“ auszubreiten. So läßt sich auch der Ort, zu dem wir verschwinden, eher mit Schreckensbildern als mit Glücksgöttern bevölkern. Soll seine Unbekanntheit auch nur „ahnungsweise“ gelichtet werden (das ist, nach dem, was uns hier an Schreck oder Freude übermäßig, transzendierend betraf): dann gelingt die „Hölle“ meist sehr reich, spannend und voll Abwechslung, während der „Himmel“ in Bild und Wort matt bleibt, ganz eigentlich langweilig, ja dem Schrecken des bürgerlichen Sonntag gefährlich nahe. Nur nebenbei findet man manchmal noch andere Züge, bunte, doch bescheidene Abglänze, die genau das *Tor-Motiv* etwas fortführen, aber *mit den Eintretenden* selber, nicht mit fremdem, großem, ausgeführtem Spektakel. Lehrreich sind derart chinesische Motive, als welche zwar nur von Künstlern handeln und ihrem Gang ins Werk, doch damit ihr eigenes Duft- und Klang-Orplid so aussparen wie einsetzen. Eine Philosophie leben, heißt durch sie sterben lernen, sagt Montaigne senecahaft, ja fast noch magisch

weise; auch einige chinesische Endmotive verschlingen eben das Werktor mit dem Todestor, merkwürdig und kaum von ungefähr, mit höchstem bildendem Ernst und an Ort und Stelle kaum artistisch. Es genügt sie anzudeuten, als ein Spiel, das nicht verstärkt werden kann und letztthin puren Wunsch bedeutet, das aber darin immerhin merkwürdig ist, daß es als neue Fahne im Werk, nicht nur als Fahnenflucht aus der Welt möglich ist. Die Geschichte von dem alten Maler gehört so hierher, der seinen Freunden sein letztes Bild zeigte: ein Park war darauf zu sehen, ein schmaler Weg, der sanft hindurchführte, an Bäumen und Wasser vorüber, bis zu der kleinen roten Tür eines Palastes. Aber wie sich die Freunde zu dem Maler wenden wollten, das seltsame Rot, war dieser nicht mehr neben ihnen, sondern im Bilde, wandelte auf dem schmalen Weg zur fabelhaften Tür, stand vor ihr still, kehrte sich um, lächelte, öffnete und verschwand. Oder die andre Geschichte, eine Abwandlung des gleichen Mythos, welche Balács in seinen „Sieben Märchen“ fort erzählt hat, die Geschichte von dem Träumer Han-tse gehört hierher: des Dichters, der das Buch seiner Geliebten dichtete, der schönen Li-fan, die ihn verschmäht hatte. Ins Tal der silbernen Apfelblüte schrieb er das Mädchen, schrieb ihr einen herrlichen See und ein Schloß aus Jade, die köstlichsten Gewänder, Feste und Gespielinnen, und der Mond ging nicht unter im Tal der silbernen Apfelblüte. Das alles träumte sein magisches Wort, ja, er konnte noch Li-fan selber aus dem Buch zu sich rufen, bis sie der Tag wieder vertrieb: übermächtig war so sein Leben geteilt, in den traurigen, alternden Tag und die geheimnisvolle Schöpfung, die zu ihm kam und ihn immer wieder verließ. Bis zu jenem letzten Morgen, die Verwandten suchten Han-tse in seiner Hütte, lange vergeblich, man fand ihn nicht, doch auf dem Tisch lag sein Buch aufgeschlagen, mit einem neuen, dem letzten Kapitel: Die Ankunft Han-tsés im Tal der silbernen Apfelblüte. So hat sich ein Dichter selber in sein Werk hineingeschrieben, „hinter die Mauer aus ewigen Buchstaben“, ästhetisch wirklich „produktiv“, also noch hinter das Werktor (Mahlers letzte Musik wirkt manchmal so im Realen). Aber ist das Dunkel, das uns erwartet, durch solche Märchen auch etwas gefärbt, wenigstens mit unseren Wunschträumen und ihrer keineswegs selbstverständlichen und weltregulären Gestaltbarkeit, ja Bewohnbarkeit, und wachsen grade die buntesten chinesischen Blumen an der Finsternis des letzten Tors, als ob es wirklich unser realstes wäre: so sind das alles doch erst tiefe Märchen eines Vorscheins, aus denen uns ein Speiteufel wieder zurückwirft, auch in frommen Zeiten, auch aus tieferen und solideren Entrückungen als denen der Maler und Dichter. Die Wohnungsnot der Menschen auf der Erde geht mit einigen Ankunfts-Symbolen weiter, ohne daß sie das lebende Tor des halben Existierens oder gar das fatale Tor des möglichen Nichtexistierens mit anderm als Träumen erhellen konnten. Sie haben noch kein Blut getrunken, erst recht noch keine irdisch-überirdische Praxis gehabt: immerhin ist die irdische Wohnungsnot mit einigen Glückssymbolen eine gute Präparandenanstalt für Realträume hinterm Tor.

Städte können wie Frauen sein. Niemals geben sie sich auf den ersten Blick ganz zu erkennen, und um wie viele muß man werben! Dann aber, je mehr wir vom eigensten Leben an sie geknüpft haben, um so kostbarer werden sie uns. Nicht an die schönsten binden wir unser Dasein. Wie lange dauert es, bis wir wissen, ob der Rhythmus einer Stadt dem unsrer fiebernden Erwartung entspricht! Zielloser Erotismus scheint unsre Fahrten zu beflügeln. Wir entschließen uns für fremde Städte, noch eh wir sie kennen, wir brechen wieder auf, ehe wir ihrer müde geworden sind. Städte sind nicht zum Bleiben geschaffen, sondern um in ihnen anzukommen – und wieder fortzugehen; Orte des Aufenthaltes, nicht der Gewöhnung, höchstens noch der ungewissen, vielgeträumten Wiederkehr, wie geliebte Landschaften auch. Unsere Treue ist nur eine Form des dankbaren Andenkens. Um sie wirklich zu kennen, muß man mit ihnen gelebt haben.

Wie viele wollen uns nicht auf den ersten Blick schon bezaubern! Florenz durch seine Anmut und Salzburg durch seine österreichisch gemilderte Majestät, Heidelberg durch seine vielgepriesene Lage, das königliche Bamberg durch seine stolz und mild zugleich bebauten Hügel, Paris durch seinen langsam sich preisgebenden Glanz, und Genf, die schöne Stadt des alten Königreichs Burgund, durch seine sorgfältig verwahrte Altertümlichkeit. Pisa ist unvergeßlich durch die Trauer seiner Steine, die von unerfüllter Größe sprechen. Unvergeßlich ist die erste Ankunft in Rom, unvergeßlich der Abschied von Lausanne, der Blick zurück und hinab von der hoch über dem See hinführenden Corniche. Unauslöschlich im Gedächtnis haftet der Glanz der Abende orientalischer Städte, die leuchtenden Straßen mit den Kolonnaden, den Menschenmassen, der fremden Musik in der Nacht von Singapur, das Morgenlicht über den Felsen von Hongkong, in deren Schutz die dunkelbesegelten Dschunken ruhn. Es ist schön, von geliebten Städten zu sprechen.

Aber Bordeaux ist keine von den Städten, an die wir denken, wenn man uns nach schönen Städten fragt. Kein Dichter hat sie berühmt gemacht, und die großen Männer, die ihren Namen mit ihr verknüpften, haben sie nicht zu verherrlichen gewußt: Montaigne so wenig wie Montesquieu, Ausonius nicht und auch nicht Goya, der hier im Exil leben und sterben mußte. Aber an eines seiner mächtigsten Bilder heftete er den Namen dieser Stadt – und höhnisch zwingt er uns zugleich, ihn zu vergessen: „Das Milchmädchen von Bordeaux“. Bordeaux ist eine Hafenstadt, ähnlich gelegen wie Hamburg, aber das Meer ist weit, die mächtige Garonne hat sie groß gemacht, und nicht wegen seiner Bauten ist Bordeaux berühmt, wie die römisch-stolze Stadt Toulouse – Stendhal hat sie geliebt, Stendhal verstand sich auf Städte! –, sondern wegen der aus der Römerzeit stammenden Gabe seiner üppigen Weine, der aus dem Raum von Blaye im Norden, der aus dem Sauternes im Süden, der aus dem Médoc und der aus dem Land zwischen Garonne und Dordogne: Entre deux

mers. Hier hat Ausonius gelebt, der letzte Dichter der sterbenden Antike; wir sind im Languedoc: in Blaye steht inmitten der geometrischen Öde eines Vaubanschen Glacis, die breite Mündung beherrschend, der Überrest einer Burg des fürstlichen Troubadours Jauffré Rudel.

Nördlich von hier hat Karl Martell die Sarazenen zurückgeschlagen; Roland zog den Pyrenäen zu und seinem Tod im Tal von Ronceval. Vor den Toren der Stadt steht ein Schloß, das an den schwarzen Prinzen erinnert, Montaigne war, wie schon sein Vater, Maire von Bordeaux, mehrere Herrensitze in der Umgebung gehören der Familie de Montesquieu, ein Rohan war hier Kardinal und Talleyrand Großgrundbesitzer, aber die Spuren Hölderlins, der hierher wandern mußte, damit Apoll ihn schlüge, sind längst verwischt.

Bordeaux ist eine sterbende Kapitale, die Hauptstadt des französischen Südwestens, nach Spanien ausblickend und zugleich nach England, eine Stadt, die einst durch Handel reich geworden ist, Handel mit Holz aus den Landes, mit Wein aus der Gironde. Ihre Großbürger scheinen heute noch in den uns fremd gewordenen Formen der Jahrhundertwende zu leben, zwei Kriege haben sie nur angerührt und nicht getroffen. Aber Bordeaux wirkt heute so tot wie eine französische Provinzstadt nur irgend wirken kann: Wenn man in der Provinz lebt, ist Paris ein Vampyr, ein Monstre wie Louis XIV. bei Saint-Simon, der anderen Städten das Leben aus den Adern saugt. Niemals wird sich der Fremde die Frage beantworten können, die sich immer wieder aufdrängt: Was ist nun Frankreich? Ist es Paris? Ist es die Provinz?

Unter den französischen Provinzstädten zählt Bordeaux mit Marseille und Lyon zu den größten. An die Außenseite des letzten großen Bogens sich schmiegend, den die Garonne macht, ehe sie in weitem Ausfluß sich dem Meer vermengt, mit ehemals stolzen Kaianlagen aus dem 18. Jahrhundert, wächst die Stadt beinah im Halbrund weiter, gleichmäßig anschwellend und eingefafßt von den großgezogenen Ringen der Boulevards. Vom Strom her gesehen laufen die Straßen immer wieder fächerförmig auseinander, auf kleine Plätze zu, an denen sie sich oft vervielfachen und dann gradlinig weiterführen in die traurige Banlieue. Die endlosen Vorortstraßen sind gleichförmig, unsagbar verlassen; sie sehen aus, als mündeten sie fern im Nichts oder hielten plötzlich erschreckt ein, erschreckt vor ihrer eignen Wiederholung. Denn Bordeaux scheint eine Stadt ohne Landschaft zu sein, ohne Hintergrund; nur Staub und Stein; der Wind fegt sie nicht rein, die Regen, die von der Biskaya einströmen, waschen sie nicht wach. Die Häuser, die in den kleinen Straßen eng und niedrig sind, in den großen Avenuen des Zentrums aber stattlich ausladend, sind grau getönt, mit einem leichten Sandton darin, der gelblich durchzuschimmern scheint, sobald die Sonne um ihn wirbt. An klaren Wintertagen sind sie in ein glasiges, fast unwirkliches, sprödes, dennoch sehr starkes Licht getaucht. Irgendwo über Häuserecken aufstrebend eine fast klirrende Palme, dort der Fächer einer einsamen Zeder, die Sehnsucht wachruft nach beruhigendem Grün. Kleine Bistros und gleichförmige Häuserfluchten mit der Front zur Straße, geschlossene Volets, verriegelte Türen.

Die Dämmerung ist kurz, und wenn abends das Licht aufflammt über den breiten Straßen, zittern Farben in der Ferne. Rasch geht das glühende Rot der in der Biskaya versinkenden Sonne, das sich auf die Häuser mit den schmalen, hohen, oft wohlgeratenen Fenstern legt und aus den Scheiben zurückfällt in die Straße, über in ein tiefes Blau. Aus den Lichtungen des steinernen Dickichts scheint Rauch aufzusteigen.

Die Silhouette Bordeaux' ist schön von der anderen Seite der einzigen großen Brücke her, dem Pont de Pierre, mit seinen 17 Bogen, der nicht ohne Majestät die breite Garonne überquert und den Rand des Stadtkerns mit der Bastide verbindet, zugleich die einzige Ausfallstraße nach Norden und Osten. Vom Ostufer her überschaut man den mächtigen Bogen des Flusses und das Labyrinth der Stadt, aus dem die Glockentürme aufragen: links die stumpfen von Sainte Croix, der Benediktinerkirche, deren Formen zurückgehen in die Frühzeit der romanischen Schule von Poitou und Saintonge, den hohen gotischen von St. Michel, den Vauban eines der schönsten Stücke Europas genannt hat, nördlich davon der jüngere Turm Pey Berland mit der goldglänzenden Madonna, die auf die gewaltige Kathedrale von St. André, an der Jahrhunderte geschaffen haben, hinblickt. Die Grande Cloche, eines der wuchtigen, ehemals von Türmen flankierten Stadttore aus spätgotischer Zeit, schaut aus auf die Kais und auf den Fluß. Und weiter stromabwärts steigen die Türme von Notre-Dame de Chartrons über dem Häusermeer auf, und wenn es Abend wird, verschwimmt ihre hohe Form mit der der geneigten Kräne auf den Kais.

Wenn man dann zurückschlendert durch die Gassen von Chartrons, dem Geschäftszentrum des Mittelalters, zur Place Gambetta, zu den Hauptstraßen von heute, vorbei am mächtigen und kühlen Theaterbau, stößt man hin und wieder auf Plätze, die das halbe Licht verschönt; am Tag erst entdeckt man, daß sie längst entstellt worden sind, das Dunkel gibt ihnen die alte Würde wieder zurück. An einer Kreuzung im Norden der Stadt steht ein großer Häuserblock aus dem 18. Jahrhundert, ein wenig schäbig geworden nach mehreren Revolutionen. Seine Fassade ist eingezogen zum vollkommenen Halbrund, und gegenüber korrespondiert ihm die gleiche Höhe, die gleiche Rundung, der gleiche gebändigte Schwung. Die Place Mitchell ist ein vollkommenes Rund, die Fronten der Häuser sind alle gewölbt und bilden einen durchbrochenen Kreis – solche Plätze gestalten nur lateinische Völker. Hier geht es nicht mehr um die zufällig oder pittoresk zu begrenzende Fläche, um lebhaft oder willkürliche Unregelmäßigkeit, sondern das Ziel ist der bewußt begrenzte, sicher umschlossene, der wohlgestaltete Raum. Wir atmen Gleichgewicht ein.

Wie vieles enthüllt erst der Abend – nicht so sehr die Riesenmaße der Place des Quinconces mit der hohen Säule zur Erinnerung an die Girondisten, eher schon die nun leichter erscheinende Linie des Hafens mit den leuchtenden Schiffen. Im Licht der Scheinwerfer strahlt das Königsportal von St. André auf, das Tympanon an der Nordseite über dem Zugang, der, seit Louis XIII. hier getraut wurde, versperrt geblieben ist, mit der Darstellung des Jüngsten

Gerichts. In warmen, tiefen Farben glühen die Gläser der Rose am nördlichen Querschiff der gigantischen Kirche mit den niemals vollendeten Türmen. Es leuchten die Reste des trutzigen und, wie römische Architektur so oft, auch viel zu schweren Palais Galien; ein kleines Kolosseum aus der Zeit, da diese Stadt noch Burdigalla hieß.

Schöner erscheinen die Konturen der spätgotischen Stadttore und der klassischen Triumphbogen, schöner noch der Zauber von St. Sernin mit der figurenreichen Vorhalle im Süden und dem romanischen Westportal. Ein zierlicher, leicht aufwachsender Turm scheint eher der eines Renaissance-Château als der einer Kirche zu sein. Das gleiche Licht der Nacht veredelt auch die schweigenden Fronten der großen Stadtpalais, deren Innenhöfe oft so reich sind wie die von Paris oder von Genf – Hôtels des dix-septième, römisch-feierlich, ohne doch schwer zu sein, von der gleichen würdigen Strenge wie manche Prosa dieser Zeit, die des Kardinals de Retz etwa, dessen Sätze an unser Ohr mit eben der elastischen Festigkeit und der wohlgeformten Gewichtigkeit klingen wie die eines der großen antiken Prosateure.

Das Prunkstück dieser Stadt aber ist die Place de la Bourse, am Tage schöner noch als in der Nacht und nachts unvergeßlicher. Sie schließt die langen Kaianlagen, die eine glänzende Fassade vor die heruntergekommenen alten Stadtviertel legen, herrlich ab, zum Fluß hin offen, schwerelos, vollkommen ausgewogen. Die Längsfront wird durchbrochen von zwei schräg ins Stadttinnere führenden schmalen Straßen, das Hauptgebäude in der Mitte überragt mit seinen drei schlanken Türmen die Gesamtanlage, im Zentrum des offenen Platzes steht der Brunnen mit den drei wassergießenden Jungfrauen; die äußeren Bauten der Schmalseite stehen im rechten Winkel zum Hauptbau, die sich anschließenden inneren Gebäude schwenken im spitzen Winkel ein und zielen schräg auf die breite Front. Der Platz wird geschmeidiger dadurch, geschmeidiges 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der letzten Blüte dieser Stadt (denn die Beförderung zur Hauptstadt während des 1. Weltkriegs war keine Blüte mehr!). Der Intendant Boucher hat diesen Platz gebaut, die Pläne stammen von Jacques Gabriel, der auch die Place de la Concorde in Paris komponiert hat. Diese bordelaiser Schöpfung aber erinnert eher an die Place Vendôme, nur wirkt sie schöner, weil sie leichter ist. Hier atmet man frei und völlig gelöst, hier drückt keine Enge mehr, wie so oft in Bordeaux, keine Gleichförmigkeit droht uns zu ermüden. Wieder einmal hat die Form die Schwere besiegt, wieder dürfen wir bewundern. Unermüdlich tastet der Blick die Gliederung der Fronten ab; das Gleichgewicht und die schlanke Ruhe dieser Schöpfung werden eine völlig physische Empfindung, die des Auges kaum noch zu bedürfen scheint. Wenden wir uns dann um, die Bourse im Rücken, so schiebt sich plötzlich als ferne Kulisse ein einziges Mal die Landschaft in das Blickfeld der Stadt. Vielleicht ist deshalb dieser Platz gleich einem Auge an diesen Ort gesetzt worden.

Die Hügellinie glänzt auf, die weiterläuft nach Blaye und nach St. Emilion, dahinter die gewellte und bewaldete Landschaft der nördlich von Bordeaux ruhig in die Garonne einmündenden Dordogne. Hier sind die Farben minder

streng, das Grün löst die Härte des Zusammenpralls von strengem Blau und bloßem Steingrau. Denn im Frühling und Sommer, bis in den Herbst hinein steht über Bordeaux an klaren Tagen ein starkes, hartes Blau. Der Himmel ist mitleidlos über dieser Stadt, und schon im März ahnt man zuweilen die Grausamkeit der sommerlichen Sonne, metallisch lastend, gleichgültig, unfruchtbar über dieser Welt aus Stein. Auch hier ist kein Übergang – es gibt nur Gegensätze. Der Sommer schweigt über den tristen Dächern stumpfsinniger Straßen, die Jahreszeit ist nur noch Stein und Sonne, Sonne und Stein, hin und wieder freilich unterbrochen von ein paar Kastanien hier und einer Zeder dort und manchmal einer Rasenfläche. Im Frühling blüht versteckt ein zögerndes Mandelbäumchen, wenige Forsythien am Palais Rohan, an der Place Gambetta, wo ein Rasenstück in der Verbannung zu leben scheint, getröstet von einer verspielten Grotte mit Fischen und Blumen am Rand. Das gibt der Stadt für Augenblicke einen anderen Atem, dann ist sie wieder wie zuvor: scharfe Scheidung von Sonne und Schatten, dumpf brütender Stein, der bis nach Mitternacht die Glut des Tags zurückstrahlt in das Dunkel.

Die Farben sind wie erstickt im Ton von Kalk und blassem Ocker; erst der Abend führt wieder Farben herauf, im Sommer wie im Winter, majestätische Abendfarben vor dem flüchtigen Halbdunkel, wenn die Sonne in das Meer fällt. Dann gleitet der Blick fast dankbar entlang am Türkisring dieser Stunde, haftet an den erglühenden Spitzen der fein in den Himmel gezeichneten gotischen Türme. Die warme Nacht geht auf, in der die Sterne strömen, der wachsende Mond ruht tief über den flachen Dächern, nicht weit davon der Abendstern. Und wenn es nur diese Abende wären, sie genügten, dich ruhig zu machen; so ist der Süden, den wir schon als Kind geträumt: hart und schön zugleich, ohne Erbarmen und ohne Romantik, bis zur Herausforderung klar.

Und doch ist der Süden hier noch um eine Spanne weicher als auf der anderen Seite der Wasserscheide, zum Mittelmeer hin, zur Provence, zur Côte Vermeille. Noch bei Bordeaux wird die mächtige Garonne vom Atem des Atlantik beherrscht. Und bei Flut scheint der Fluß nach Süden zu strömen, es riecht nach Fisch und Tang und Meer, ganz wie im nahen Arcachon. Nicht weit von der großen Brücke, in Richtung auf den Platz Gabriels, stromabwärts also, sind, dem Flusse zugewandt, die kleinen Restaurants und Bars mit den runden Tischchen vor der Tür und den breitgelagerten, vollgepackten Verkaufsständen. In den Körben häufen sich Austern und Muscheln, Hummern, Krebse, Krabben und Langusten. Hier kann man am späten Nachmittag den Aperitif im Freien nehmen oder einen kühlen Sauternes, dazu muß man Muscheln knacken und Krabben futtern. Es ist soviel natürliche Behaglichkeit in solcher Stunde. Wer aber aufblickt, gewahrt mehr als ein kleines Schild auf halber Höhe dieser Häuser, ein Schild mit dem Namen eines Mannes aus der Resistance, darunter die lakonische Bemerkung: „Fusillé par les Allemands.“ –

Die großen Straßen, auch hier am Wasser, wo man gern im Freien sitzen möchte, sind laut und überfüllt, ruhig aber ist der Strom. Wenige Schlepper,

nur ein paar Boote beleben ihn. Doch manchmal im Winter wird die Garonne laut; unheimlich in der eisigen Nacht dröhnt das sägende Singen der großen Eisschollen unter der Brücke, der ächzende Lärm, mit dem sie an die Pfeiler stoßen, der hellere Ton, mit dem sie weiterstreben in das Meer. In den Frühlingsnächten muß man ein wenig stromaufwärts fahren; wenige Kilometer vom Stadtrand schon sind die Ufer vollkommen unberührt, Weiden, Pappeln, uralte Platanen säumen den Strom, man hört die Fische aufschnellen und zurücktauchen in die Flut und irgendwo das Lied der Nachtigall.

Am frühen Morgen ist die Stadt dann wie verwandelt. Wenn hinter den Hügeln im Osten die Sonne aufsteigt, beglänzt sie zuerst die langen Quais, die großen Schiffe am Ufer und die Flucht der Ladekähne, einer nach dem anderen leuchten sie auf, immer heller, immer glänzender. Das Wasser des Stromes schimmert in hellem Silbergrün. Es wird lebendig auf der großen Brücke, und der neue Tag grüßt die ganze Breite der Stadt, vom herrlichen Platz Gabriels bis hin zu den Dockanlagen der nördlichen Vororte. Der Turm von St. Michel und die Säule der Girondins stehen scharf im Himmel der sommerlichen Frühe; der Jardin Public ist noch geschlossen, die Allée de Tourny noch nicht belebt. Aber nur um so sichtbarer tritt hervor, was diese Stadt im einzelnen besitzt, die Großzügigkeit mancher Raumgestaltung, die Würde vieler Fronten. Wer nicht die Sonne über den Quais hat aufgehen sehen, der kennt Bordeaux noch nicht.

Wenn aber hier die Stadt noch ruht, wenn die ersten Boote in der frischen Klarheit auf dem Flusse steuern und in der Niederung ein zarter Nebelstreifen schwebt, herrscht auf den Märkten schon verwirrendes Leben. Auf dem Marché des Capucins, dem Hauptmarkt dieser Stadt, ist kurz nach Mitternacht schon keine Ruhe mehr. Dann kommen die Lastwagen aus der Campagne mit den frischen Gemüsen und von der Küste mit den Fischen, blaugrüne Artischocken, rotleuchtende Tomaten hier, riesige Thunfische dort, rosarötliche Haufen von Krabben und Langusten daneben. In einer kleinen Bar, die niemals zuzumachen scheint, ißt man Zwiebel- oder Käsesuppe mit einem Glas Wein dazu und dem herrlichen französischen Brot – auch dies ist eine der Spezialitäten dieser Gegend, wie im späten Sommer die Cèpes, die gerösteten Pilze aus den Wäldern im Südosten. Die letzten Nachtbummler und die ersten Morgenmenschen geben sich hier ein Rendezvous im Licht der Frühe, Gemüsefrauen und Studenten, Arbeiter und Lebeleute. Auch das ist Bordeaux, vielleicht auch das Lied mit dem Refrain „Je n’ose plus rentrer chez moi, rentrer chez moi, / Mon lit est bien trop grand pour moi, trop grand pour moi . . .“

Zu solcher Stunde ist der Heimweg immer lang, noch sind die Cafés geschlossen, noch fährt kein Autobus. Aber in der Nähe der Kathedrale, in den kleinen Nebenstraßen, wo die Geschäfte mit den Antiquitäten sind, dem Porzellan aus Limoges, den Möbeln aus der Zeit von Louis XV. und Louis XVI., dem Tand aus folgenden Jahrzehnten, dehnen sich in den Fenstern zwischen Statuen und Stoffen die schlanken schwarzen Katzen und rollen sich in Schlaf, stilvoll wie die Welt, in der sie sich bewegen.

Und schon eilen die ersten Zeitungsfrauen von Haus zu Haus, ein Garçon fährt flüchtig über die taufeuchten Tische eines Cafés, die erste Straßenbahn rumpelt zu dem fernen Bahnhof, rasche Autos gleiten auf die großen Ausfallstraßen, dem Süden zu, nach Toulouse oder durch die Landes den Pyrenäen entgegen, nach Osten ins Périgord, dem stolzen Angoulême entgegen oder dem schöngebauten La Rochelle. Und Bordeaux selbst – ist nicht so häßlich, wie ich meinte. Es hat Palais und Plätze, Leben beschert ihm der Strom. Gewiß, es gibt stolzere Städte. Dennoch wird „Andenken“ wach:

„Geh aber nun und grüße

Die schöne Garonne . . .“

BLICK IN DIE ZEIT

KURT IHLENFELD / DIE STALINSTÄDTER GRUNDSÄTZE

Wenn es einmal zur Wiedervereinigung der beiden gegenwärtigen Deutschlandteile kommen sollte – was ist das eigentlich, das da vereinigt werden soll? Weiß man in der Bundesrepublik, welche inneren und äußeren Veränderungen das öffentliche und das private Leben seit 1945 in der DDR erfahren hat? Eben erst wurde der Intendant Langhoff mit seinem Deutschen Theater und den Kammerspielen einer peinlichen Parteiprüfung unterworfen; Stücke, die in Moskauer Theatern mit großem Erfolg unbeanstandet aufgeführt wurden, mußten vom Ostberliner Spielplan abgesetzt werden. Die DDR greift im Bestreben, eine autonome Partei-Kultur zu entwickeln, zu Mitteln, deren Untauglichkeit man in Sowjet-Rußland bereits durchschaut hat, von denen sich aber die deutschen Kommunisten – hierbei an in den zwanziger Jahren gemachte Versuche anknüpfend – immer noch Erfolg versprechen. So ist man gegenwärtig bestrebt, gewisse von den Kirchen geübte Gemeinschafts-Akte in den Griff zu bekommen, sie formal zu übernehmen und mit dem Geiste des „sozialistisch-atheistischen Humanismus“ zu erfüllen. Der „Rat von Stalinstadt“ hat Grundsätze für die „Gestaltung sozialistischer Feierlichkeiten um Geburt, Eheschließung und Tod“ veröffentlicht.

Das Vorhaben als solches ist, wie gesagt, nicht neu. Die Freidenker-Organisationen luden schon in den zwanziger Jahren zur Jugendweihe ein und tun es auch heute noch z. B. in Westberlin. Es gab sozialistische Kindergärten und weltliche Schulen, in denen schon im Sinne jener Stalinstädter Grundsätze gearbeitet, d. h. eine eigenständige sozialistische Lebensgestaltung versucht wurde. Auch an die Tätigkeit der sozialistischen Jugendorganisationen wäre zu erinnern, ferner an die der „Naturfreunde“ und der Sportverbände. Sie zielte auf Verdrängung der Kirchen aus ihrem jahrhundertealten Anspruch auf christliche Lebensgestaltung: Taufe, Trauung, Beisetzung galt es durch entsprechende sozialistische Gegen-Zeremonien zu ersetzen. Dieser damals mit mehr Aufwand als Erfolg vorgenommenen Aktion bereitete der Nationalsozialismus ein jähes Ende, um alsbald eigene Vorstöße in derselben Richtung mit den neuen Massenorganisationen HJ, NSV, KdF zu unternehmen. Konflikte um die Konfirmation wurden ausgeschaltet; Weihnachten zum Julfest umgedeutet und umgewandelt. Die SS entwickelte eigene „Bräuche“, die Parteien ihren eigenen politischen Kult. Wäre die politische Katastrophe nicht gekommen, so wäre heute zweifellos ganz Deutschland „weltanschaulich“ umgeprägt. Die Kirchen stünden in einem, menschlich gesprochen, aussichtslosen Kampf um christliche Form und Tradition. Vergessen wir doch nicht, daß damals viele Menschen, die vorher mehr oder weniger gedankenlos am „kirchlichen Leben“ teilgenommen hatten, sich nun ebenfalls bedenkenlos, ja begeistert für die neue NS-Kultur erklärten. Die Brüchigkeit der „Volkskirche“ trat erschreckend in Erscheinung. Eben darum sollte man sich hinsichtlich des Widerstandes, den die Bevölkerung der DDR dem gegenwärtigen sozialistisch-kommunistischen Versuch entgegenbringen wird, keine zu großen Illusionen machen. Aus einer Dorfgemeinde der DDR wird berichtet:

„Etwa die Hälfte der Kinder, die zum erstenmal zum kirchlichen Unterricht kommen, weiß, wenn am Schluß der Stunde zum Gebet aufgefordert wird, überhaupt nicht, was Hände-falten und Gebet ist. Von ihren Eltern ist es ihnen nie gesagt oder vorgemacht worden, obwohl diese dem Pfarrer im Taufgespräch versichert hatten, daß sie alle als Kinder einst beten gelernt haben und bereit seien, es auch ihre Kinder zu lehren . . . Viele Eltern sind für die Möglichkeit des Gespräches dankbar, sie empfinden diese Einrichtung als Hilfe für die schwierige Aufgabe, die sie bei der Taufe der Kinder übernehmen. Andere lehnen die Gespräche innerlich ab. Sie kommen nur, um das ‚Soll‘ vor der Taufe ihres Kindes zu erfüllen, blicken demonstrativ zur Decke und zeigen unmißverständlich, daß sie das alles nicht interessiert, auch wenn sie nicht auf die Taufe verzichten wollen . . .“ So der Bericht des Evangelischen Pressedienstes vom 24. März. Das Ergebnis wird in städtischen Gemeinden kaum günstiger sein. Immerhin fällt es auf, daß auch die ablehnenden Eltern noch die Taufe für ihre Kinder begehren.

Denkt man sich die Lage einmal umgekehrt, also den Bereich der Bundesrepublik dem Kommunismus unterworfen – würde der Widerstand hartnäckiger, die Ablehnung entschiedener sein? Hie und da vielleicht. Auch dann würde aber gelten, daß in den Jahrzehnten zuvor die jetzige Situation bereits vorbereitet wurde, daß sie also keineswegs nur eine Folge der kommunistischen Propaganda und Machtausübung wäre. Im gebildeten Bürgertum beider Teile Deutschlands bestehen von langer Hand Tendenzen, die kirchliche „Beeinflussung“ abzuschwächen. In der NS-Zeit fand Hauers „Deutsche Glaubensbewegung“ wohlvorbereiteten Boden. Ludendorffs „Tannenbergbund“ wirkte stark sogar in die Dorfgemeinden ein; „Ersatzreligionen“ also, die von den verschiedensten Ressentiments, dem gegen den „Priester“ oder dem gegen das „Dogma“ oder dem gegen das Alte Testament, gespeist waren. Die Literatur tat ein übriges, den Intellektuellen ein gutes Gewissen in ihrem „Kampf um Geistesfreiheit“ zu geben. In diesem Zusammenhang kann heute wiederum an Karlheinz Deschners aufschlußreiches kleines Sammelwerk „Was halten Sie vom Christentum?“ erinnert werden.

Martin Kessel, einer der namhaftesten Autoren aus West-Berlin, gibt darin das Bonmot zum besten: „In den meisten Familien schrumpft das Christentum auf eine einzige Frage zusammen: Wer bringt denn Tante Frieda unter die Erde?“ Der Satz ist nicht nur boshaft, er ist auch wahr. Er ist die witzige Formulierung einer höchst komplexen Notlage, die jetzt in beiden Teilen Deutschlands besteht und in beiden ganz verschiedene Reaktionen hervorruft. Schließlich wird ja überall in der Welt gestorben, kommen Kinder zur Welt, werden Ehen geschlossen – alles Anlässe von alt-menschheitlichem Rang, die auch dem Witzigen je und dann sich mit unwiderstehlichem Anspruch aufdrängen. Was tut der Mensch, wenn er heiratet, ein Kind bekommt, jemanden begräbt? Wem vertraut er sich in solchen Lagen an? In der Bundesrepublik offenbar immer noch dem Pfarrer bzw. dem Priester. Hat er dann aber ein Recht, gegen die Kirche zu polemisieren, der er sich in solchen Augenblicken, wider besseres Wissen, ja eigentlich doch gegen sein Gewissen, anvertraut? Wer ist in dem Falle charakterlos – der Witzige oder der Geistliche? So kommen diese oft so fatalen Beisetzungsfeiern zustande, diese beinah albernen Hochzeitsfeiern, diese konventionellen Tauffeiern, bei denen nicht Ergriffenheit sich ausbreitet sondern Verlegenheit. Es würde zu weit führen, sich hier ins Labyrinth der gegenwärtigen „volkskirchlichen Situation“ zu verlieren. Doch man kann den Vorgängen in der DDR nicht auf den Grund kommen, wenn man den größeren, allgemeinen Zusammenhang nicht ins Auge faßt, in den sie gehören.

Es gibt einen intellektuellen Widerstand gegen das in den Kirchen fixierte Christentum, der im Grunde dessen Verschwinden betreibt, auch wo er die Gemeinschaft mit dem politischen Atheismus weit von sich weist. Würde es in West-Deutschland einmal wieder zu offener Feldschlacht gegen die Kirchen kommen, auf welche Seite wollen sich diese Intellektuellen dann schlagen? Was bleibt ihnen übrig, wenn sie einerseits die Kirche, andererseits aber auch die politische Doktrin ablehnen? Manche würden dann vielleicht ihren Frieden mit der Kirche als dem geringeren Übel machen, manche mit der Partei. Noch andere würden – wenn das möglich ist – auswandern. Es ist leicht, vom sicheren Port der Bundesrepublik sich über die Freiheitsbeschränkungen des DDR-Regimes zu entrüsten. Besser wäre es, man nähme diese oder jene Vorgänge, von denen flüchtige Kunde nach Westdeutschland dringt, zum Anlaß, sich intensiver in die Lage der Betroffenen – der Christen sowohl wie der Gleichgültigen – zu versetzen und sich zu fragen: Wie würdest du handeln? Im Falle der vielberedeten Jugendweihe würde man die schwierige Lage, in welche die Kirche hier gekommen ist, dann wahrscheinlich respektieren, ehe man ihre teils zögernden, teils widerspruchsvollen Reaktionen kritisch glossiert. Freilich – daß die Kirche in solche Lage gekommen ist, beruht ebenfalls auf „vorbereitenden“ Vorstadien und führt zuletzt wieder ins Labyrinth jener geschichtlich-soziologischen Zusammenhänge, von denen sich so viele ihrer gegenwärtigen Lebensprobleme herleiten. Was gegenwärtig in der DDR vorgeht, kann und muß auch als geschichtliche Antwort auf bestimmte von der Kirche allzulange „in der Schwebe“ gelassene Fragen angesehen werden.

Aus der Nähe gesehen erweist sich das Problem als beinahe tragisch: Der Weg in die Katakombe oder in die esoterische Gemeinschaft wurde von ihr darum nicht gewählt, weil einem solchen Entschluß Sätze wie „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“ oder „Gehet hin in alle Welt“ entgegenstehen, die der Kirche eine grundsätzliche Offenheit zur Welt hin zur Pflicht machen. Aber auch die lange geschichtliche Gemeinsamkeit, in welcher Kirche und Volk sich seit einem Jahrtausend befanden, ist natürlich von außerordentlichem Gewicht und übt bei jeder ihr durch neue Situationen zugemuteten Orientierung ganz von selber eine retardierende Wirkung aus. Alles in allem wird man sagen können, daß die kirchlichen Entscheidungen, die in der DDR gefällt werden, auch die problematischen – vielleicht sind ja die meisten problematisch –, für Westdeutschland eine modellhafte Bedeutung haben. Und das keineswegs bloß im spezifisch kirchlichen Sinne, sondern darüber hinaus im Hinblick auf die Auseinandersetzung zwischen West und Ost überhaupt, auch wenn die Motive der kirchlichen Entscheidungen nicht in der Ost-West-Spannung als solcher zu suchen sind, sondern in dem Gegensatz atheistisch-autonomer Kultur und christlichen Weltverständnisses. In manchem Pfarrhaus der DDR wird diese Auseinandersetzung heute durchgeföhlt und durchgelebt und durchgelitten. Auch in der Nazizeit enthoben gesamt-kirchliche Verlautbarungen und Kanzelerklärungen den einzelnen keineswegs der Notwendigkeit, die offizielle Stellungnahme sich persönlich anzueignen. Heute aber wird die Lage noch dadurch kompliziert, daß der politische Partner die religiöse Entscheidung, wie immer sie ausfallen mag, zu einer politischen im Sinne des Ost-West-Konfliktes umdeutet. Der Kirche und dem einzelnen wird sehr schnell unterstellt, sich nicht für das Reich Gottes, sondern für die kapitalistische Welt entschieden zu haben. Ferner will auch berücksichtigt sein, daß die Kirche im Bereich der DDR genauso wie die im Bereich der Bundesrepublik noch sehr genaue Erinnerungen an ihre Schwierigkeiten unter dem Nazi-Regime besitzt. Ob diese aber in jedem Falle richtunggebend sein können, wenn man Konflikte mit der

DDR zu bestehen hat, dürfte fraglich sein. Schließlich die wichtigste Frage: Auf wie lange soll man sich eigentlich einrichten? Die Wiedervereinigung läßt auf sich warten. Handelt es sich um ein Provisorium, in dem man provisorisch oder improvisatorisch denken und handeln kann – oder haben die Dinge kategorischen Charakter? Wer im Westen „Wiedervereinigung“ sagt und denkt, der ist auch gehalten, an diesen Dingen aus der Ferne teilzunehmen, an ihnen zu studieren, wie weit die Entfremdung zwischen hüten und drüben vorgeschritten ist – und wenn es sich um Vorgänge im sogenannten „kirchlichen Raum“ handelt, auch diese, unbeschadet der persönlichen Einstellung zu den christlichen Problemen, so ernst zu nehmen, wie sie verdienen genommen zu werden.

Aber nun unser Text von StalinStadt: Es geht, wie erwähnt, um die Gestaltung „sozialistischer Feierlichkeiten um Geburt, Eheschließung und Tod“ – „ursprünglich biologische Vorgänge, die jedoch der Menschheitsentwicklung zufolge hohe gesellschaftliche Bedeutung bekommen haben“. Ein Eingriff also nicht am Phantom, sondern am lebendigen Menschen, gemäß der Voraussetzung: „Die Ausbeuterklassen haben jenen Ereignissen idealistische, religiöse Deutung und kirchlich-feierliche Formen gegeben, um das Volk an sich zu binden und ihrer Herrschaft zu unterwerfen. In der neuesten Zeit wehren und wehrten sich die unterdrückten Klassen gegen lebensfremde Deutungen und suchen für die Würdigung dieser hervorragenden Geschehnisse des Menschenlebens weltliche Formen.“ Damit wird die kirchliche Tradition als abhängig von gesellschaftlichen Vorgängen entlarvt, als Ausdruck der von den Ausbeuterklassen zur Unterdrückung des Proletariats erfundenen und in Gang gebrachten „Weltanschauung“. Im weiteren Verlauf des Einleitungsteils wird offen zugegeben, daß im gegenwärtigen „Übergangsstadium“ von einer „Übereinstimmung des persönlichen und des gesellschaftlichen Interesses im Einzelfall“ nicht immer die Rede sein kann. „Zumeist sind im Bewußtsein solche Widersprüche vorhanden, die notwendigerweise aufgedeckt und beseitigt werden müssen.“ Das aber ist zuerst und zuletzt Aufgabe der „Gespräche“, welche die von dem Rat der Stadt beauftragten „Sprecher“ mit ihren Klienten zu führen haben (Teil III), und zwar auf der Grundlage der „prinzipienfesten und geduldigen marxistisch-leninistischen Überzeugung“. Im Falle der Geburt legen die Eltern zugunsten des Kindes ein „sozialistisches Erziehungsgelöbnis“ ab, im Falle der Trauung erfolgt ein „sozialistisches Ehegelöbnis“. Die Erläuterung zum Begräbnisfall lautet: „Das feierliche Begräbnis hat die Würdigung der guten Bestrebungen und Taten des Verstorbenen zum Inhalt. Die stolze Genugtuung, mit diesem Menschen verbunden gewesen zu sein, soll die Trauernden aufrichten. Der Tod dieses Menschen muß den Überlebenden Anlaß sein, tatkräftig die entstandene Lücke zu schließen.“ Dazu gibt dann Teil V noch besondere Handreichung für die Ansprachen, die bei diesen Gelegenheiten zu halten sind. So heißt es zur Feier der Beisetzung: „Wir überschauen ehrfürchtig das zu Ende gegangene Leben und heben hervor, mit welchen Gewalten der Verstorbene gerungen hat. Dabei klagen wir die Ausbeuter an, die Militaristen, die Faschisten, die das Menschenleben mißbrauchen.“ Endlich: „Die Begräbnisfeierlichkeiten werden den bekannten Traditionen der Arbeiterbewegung gemäß gestaltet.“ Für diesen Teil also beruft man sich ausdrücklich auf eine schon vorhandene Tradition, z. B. der zwanziger Jahre mit ihren demonstrativen, von Schalmeienmusik begleiteten Kondukten. Jetzt wird also diese lückenhafte Tradition zum System gemacht. Wie sehr das Ganze als „Gegenkirche“ gedacht ist, erhellt aus den vielfachen Anspielungen auf die „Religion“ – vom Christentum ist nie die Rede –, von der es in dem Entwurf für eine Ansprache zur Eheschließung heißt: „Religion als Schutz der Ehe

versagt wegen der Ohnmacht der Kirchen auf Grund des Nichtvorhandenseins Gottes und der Mißachtung des Erdenlebens sowie wegen der Unmoral jener Kirchenführer, die den Krieg als Regierungsmittel Gottes bejahen und die Frau hinter den Mann zurücksetzen.“ Da sind in einem Satze gleich vier Hauptschlagworte der Gottlosen-Propaganda zusammengefaßt, die, wohlgemerkt, das Material für eine „Traured“ abgeben. Die Kirchen und mit ihnen die Religion werden zwar in diesem „Übergangsstadium“ der DDR noch toleriert, zugleich aber als nutz- und sinnloses Relikt überwundener Gesellschaftszustände diffamiert.

Wieder stellt sich die Frage, wo bei solcher Pro-Contra-Situation der unentschlossene, der Kirche wie der Partei abholde Intellektuelle eigentlich hin soll? Sofern er sich eine private Geistesheimat sucht, findet er auch diese durch parteiamtliche Erklärungen versperrt oder durch die Parteidoktrin eingeklammert. Ein genaues Studium sowjetzonaler Kultur-Dokumente wie der Stalinstädter Grundsätze ist daher denen anzuempfehlen, die heute in der Bundesrepublik „allgemein“ vor sich hin plaudern und planen, ohne die Bedingungen ins Auge zu fassen, unter welchen die jeweilige Stellungnahme erfolgt. Tatsächlich haben nicht wenige Intellektuelle drüben in der DDR ihren Frieden mit der Kirche gemacht, und zwar keineswegs bloß äußerlich. Indem sie ihre Persönlichkeit retten wollten, erinnerten sie sich dunkel daran, daß es so etwas gibt wie „Unmittelbarkeit des Menschen zu Gott“ oder „Freiheit eines Christenmenschen“. Alte Vokabeln bekamen auf einmal neuen Sinn. Auch hierfür haben wir ja in der NS-Zeit mannigfache Erfahrungen gesammelt. Es steht fest, daß im letzten Vierteljahrhundert nicht wenige Menschen, die früher in den Kirchen eine Bedrohung der Geistesfreiheit erblickten, sich just um der Geistes- und Gewissensfreiheit willen der Kirche wieder zugewandt haben. Es ist etwas anderes, inmitten eines die Rede- und Denkfreiheit garantierenden Wohlstands-Staates der Gretchenfrage „Was halten Sie vom Christentum?“ ein paar geistreiche Seiten zu widmen – oder in unmittelbarer Bedrohung des geistigen Lebens sich zu einem religiösen Bekenntnis zusammenzuschließen. (Ich erwähne das, weil ich im Jahre 1937 auch ein Sammelwerk zur religiösen Lage herausgab – „Die Stunde des Christentums“ –, das die damaligen Kulturwächter schwer schockierte. Immerhin, das Erscheinen eines solchen Werkes war damals noch möglich. Es ist aber aus verschiedenen Gründen unwahrscheinlich, daß etwas derartiges heute in der DDR zustande kommt.)

Bei alledem steht natürlich für den kritischen Betrachter die Frage im Hintergrund: Wie denn die Kirche eigentlich beschaffen sei, von der hier die Rede ist, ob sie denn überhaupt noch fähig sei, von innen her, das Feuer zu hüten? Gewiß keine unberechtigte Frage. Aber geht es an, just in diesem Augenblick, da so viele Menschen in echte Gewissensnot gedrängt werden, die Kirche, zu der diese Menschen gehören, allein bei ihrer Schwäche, ihren Mängeln, ihren Fehlern zu nehmen? Das verhehlt sich ja doch kein gewissenhafter Christ, daß wir uns in keiner „hohen Zeit“ des Christentums befinden. Wer aber wollte sich erkönnen, das religiöse Leben, wenn es einmal schwach ist, mit menschlichen Mitteln „aufzupulvern“? Es gehört zum Wesen der Religion – nach christlichem Verstande –, daß ihre Schwäche nach Belebung von oben her ruft. Nicht Besitz ist das Charakteristikum unserer Epoche, soweit es die Religion betrifft, sondern Sehnsucht, Erwartung und – als dessen Ausdruck: Kritik. Es gibt eine ausgebreitete kritische Literatur, in Europa wie in den Vereinigten Staaten, die jedem, der nicht böswillig und blind zur Religion steht, mindestens den

leidenschaftlichen Ernst bezeugt, womit überall nach Erweckung des religiösen Lebens getrachtet wird. Eine Literatur, die eben darum auch einen bedeutenden Beitrag zur allgemeinen Zeitkritik darstellt. Demgegenüber nimmt sich, was in der Kirche praktisch geschieht, freilich meistens sehr viel weniger leidenschaftlich und glänzend aus. Aber gemäß den Prinzipien des Christentums macht solche Beschaffenheit nicht allein das „Versagen“ der Kirche offenbar, sondern zugleich ihr Angewiesensein auf die Hilfe von oben. Unfruchtbar ist unser gegenwärtiger Zustand also keineswegs. Jeder schlichte Dorfpfarrer, der in der DDR auf seinem Posten aushält, ohne daß er noch den geringsten Kontakt mit der Literatur des Westens hat, ohne daß er seine auf der Universität absolvierten Studien noch zureichend auffrischen kann, ohne daß er eine Leuchte seines Standes ist, ohne daß er geradezu ein Held ist im Aufsichnehmen der um ihn herum sich verdichtenden Diffamierung, ohne daß er eigentlich Neigung hat, ein Märtyrer zu werden – ist er nicht doch außerordentlich sympathisch, der einsame Mann? Müßte nicht derjenige, der im Westen die Glocke der Geistesfreiheit schwingt, wenigstens ab und zu einmal an diesen stummen und stillen Zeugen der Freiheit denken, ab und zu einmal mit Rührung, mit Sympathie, mit – Beschämung an ihn denken? Ich halte es mit Heinrich Böll, der in seinem Beitrag zu Deschners oben genanntem Buch geschrieben hat: „Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe, für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen.“ Wiedervereinigung ist nichts als gefahrloses, billiges, spießiges Maulvollnehmen, wenn man nicht so konkret wird, im Geiste sich neben jenen Mann im Schatten zu stellen und ihn – mag er auch einen Rock tragen, der einem nicht gefällt – einer vielleicht doch mehr als nur „verwundert-interessierten“, einer kameradschaftlichen, einer brüderlichen Teilnahme an seinem Vorposten-Dasein zu versichern.

Keine menschliche Rechnung geht glatt auf. Hinter jedem Programm, so lückenlos es sich geben mag, steht die menschliche Unfähigkeit, sich des Ganzen zu bemächtigen. Auch der totale Staat teilt das Schicksal aller irdischen Gestaltungen, Fragment zu bleiben. Wider Wollen und Wissen ihrer Verfasser schleichen sich in die Urkunden der politischen Omnipotenz die fatalen Spuren ihrer Herkunft aus anderen Bezirken. So denn auch in unserm Stalinstädter Dokument!

Schon der junge Theologe, der in die kirchliche Praxis eintritt, bekommt sofort mit der schwierigen Frage zu tun, wie denn eine rechtschaffene Leichenrede aussehen müsse. Er wird, wenn er in einer größeren Stadt lebt, deren jede Woche mehrere zu halten haben. Außenstehende machen sich so leicht keinen Begriff davon, was das bedeutet. Die Gefahr der Routine liegt nirgends so nahe wie in diesem Bereich der sogenannten „Kasualien“. Immer steht ja doch der Aufgabe, den Trauernden die Wahrheit über den Tod zu bezeugen, eben deren Verlangen entgegen, dem Verstorbenen ein gutes Zeugnis auszustellen. Gestehen wir ruhig zu, daß die Routine sich hier oft peinlich bemerkbar macht. Es ist aber doch kein Zweifel, daß das Prinzip derartiger Reden besser ist, als die Praxis manchmal vermuten läßt. Einem platten Absinken in Schönfärberei und Lobhudelei steht dieses Prinzip schlechterdings im Wege. Die Wahrheit ist nicht sentimental.

In den Stalinstädter Grundsätzen aber wird die Sentimentalität geradezu zur Wahrheit gemacht, wenn die Rede am Grabe doch die „Würdigung der guten Bestrebungen und

Taten des Verstorbenen zum Inhalt“ haben soll; wenn weiter „die stolze Genugtuung, mit diesem Menschen verbunden gewesen zu sein“, die Trauernden aufrichten soll. Also gerade das, was wir immer als spezifisch bürgerliche Auffassung und Empfindung angesehen und abgelehnt haben, wird hier zum Prinzip erhoben! Man stelle sich das nur so plastisch wie möglich vor! Die Leute werden sich ihren Sonntagsanzug anziehen, sie werden traurig sein und weinen, sie werden Blumen bringen und hinterher Kaffee trinken. Diese Dinge sind von eherner Gleichförmigkeit, auch wenn die politischen Parolen hinzukommen, die Fahnen, die Musik. Es wird sich erweisen, daß alles das gar bald in lähmende Monotonie versinkt. Gewiß, auch christliche Bestattungsfeiern können triste und fade geraten. Aber immer noch wird ein Schimmer da sein von woanders her. Und grundsätzlich wird es möglich sein, den ganzen Vorgang seiner fatalen – tödlichen – Starrheit zu entreißen, kraft der Anknüpfung an den höheren Bezug. Sträubt sich nicht auch der nichtreligiöse Mensch im Grunde gegen die Verherrlichung seiner selbst? Lebt nicht in jedem normalen Menschen ein Gefühl seiner Unzulänglichkeit, seines Versagens gegenüber den dringlichsten Ansprüchen? Die Redner sind nicht zu beneiden, die in der Woche sechsmal an ein Grab treten und dem Toten seine „guten Bestrebungen und Taten“ bezeugen müssen. Und „stolze Genugtuung“? Hörten wir nicht vor noch nicht zwanzig Jahren von „stolzer Trauer“, mit welcher die Angehörigen der Gefallenen ihren Kummer zu tragen hätten? Vielleicht kann man sagen, daß die Aufstellung solcher Grundsätze gar nicht möglich wäre, wenn ihnen nicht von seiten in der Kirche aufgewachsener Menschen dennoch etwas entgegenkäme, woran sie anknüpfen. Und das ist's, was allerdings das Ganze zu einer unmittelbaren Bedrohung der kirchlichen Position macht.

Unser Dokument spricht am Schluß die Forderung aus: „Die Feierlichkeiten sind nach Möglichkeit mit Musik zu durchdringen, um die besondere Situation spürbar zu machen und dem tiefen Eindruck der Handlungen und Ansprachen den Boden zu lockern.“ („Honorar für den oder die Musiker wird von den Privatpersonen gezahlt“ – Privatpersonen? –, „damit den Feierstunden von dieser Seite nicht nur passiv entgegengesehen wird, damit diese Feiern nicht einfach ein Geschenk des Staates, sondern eine sozialistische Gemeinschaftsleistung von Staat und Einzelpersonen sind“ – man sieht, es ist an alles gedacht, alles ist einkalkuliert.) Musik am Grabe ist auch bei uns nicht immer schön. Sie ist meistens sogar schrecklich, sei es der ihr zugrunde liegende Text, sei es die Weise, sei es die Ausführung. Es hat sich so „eingebürgert“, es ist der krasseste, der sentimentalste Ausdruck der Verbürgerlichung, die auch unser Verhältnis zu den „letzten Dingen“ ergriffen hat. Immer aber besteht, von den Prinzipien her, die Möglichkeit, es anders und besser zu machen. Beides, Wort und Ton, quillt aus einem Grunde, hier hat die Kirche Ursache, sich ihres Erbes zu freuen. In was für Musik die Verfasser der Stalinstädter Grundsätze denken, geht aus dem Dokument nicht hervor. Marschmusik? Politische Lieder? Staatshymnen? Oder klassisch-romantische Musik? Man könnte beides vermuten, wenn anschließend auch für die Feier des Erziehungsgelöbnisses und des Ehegelöbnisses Musik vorgesehen und folgendermaßen beschrieben wird: „Die Feierlichkeit beginnt nach kurzer Begrüßung . . . mit einer festlichen Musik. Nach der Ansprache wird eine kurze Musik gespielt, die die bedeutungsschweren Fragen um das Erziehungsgelöbnis vorbereitet. Die Unterzeichnung des Gelöbnisses wird unaufdringlich musikalisch untermalt. Diese Musik steigert sich und reicht so über den Akt der Unterzeichnung hinaus. Es folgen Gratulationen und Geschenke. Eine

letzte festliche, marschartige Musik wird gespielt, während der die Festteilnehmer den Raum verlassen. Sie soll nachklingen, bis die Menschen außer Hörweite geraten.“

Auf „stimmungsvolle Musik“ will auch der bürgerliche – der spät- und kleinbürgerliche – Mensch nicht verzichten. Hier berühren sich die sonst, der Doktrin nach, so streng geschiedenen Sphären. Was aus der Wurzel wächst, weiß nichts von seinem Wachstum. Programme machen die Künstlichkeit der Konstruktion offenbar. Aber – unsere Zeit ist auch sonst eher eine Zeit der Konstruktionen als des Wachstums. Man wird sich's also nicht verdrießen lassen, das Programm in die Tat umzusetzen. Freilich stehen der DDR nicht die gigantischen Mittel zur Verfügung, mit welchen der Nationalsozialismus seine – hinter „Blut und Boden“ getarnten – Konstruktionen in Gang brachte. Es wird sich alles viel bescheidener ausnehmen. Auch die Musik. Vielleicht greift man in der Verlegenheit zu Schallplatten und Tonbändern, was dem Wesen der Sache genau entsprechen würde. Und so wäre die Frage, wer Tante Frieda unter die Erde bringt, für eine Zeitlang wieder einmal gelöst. Mit deutscher Gründlichkeit. Denn – in keinem andern europäischen Lande als in der DDR gibt es so etwas wie die Stalinstädter Grundsätze. „Deutsch sein“, sagt Richard Wagner, „heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun“ – besser muß es aber lauten: in jeder Sache aufs Ganze gehen.

3. Das Programm

Als Philipp Reclam in Leipzig Anno 1867 die ersten Bändchen seiner Universal-Bibliothek ankündigte, stand Goethes Faust mit zwei Nummern an der Spitze des neuen Unternehmens. „An seiner Wiege standen die Humanitätsidee und der klassische Idealismus Pate . . . Bildung zu vermitteln im Sinn des Bildungsideals der Klassiker, charakterfeste, in sich ruhende, seelisch reiche Persönlichkeiten heranbilden zu helfen, darum ging es dem Gründer.“ So heißt es in der kleinen Verlagsgeschichte, die Reclam zum neunzigjährigen Jubiläum seiner Universalbibliothek vorgelegt hat. (Annemarie Meiner, Reclam. Geschichte eines Verlages. Stuttgart 1958 U. B. Nr. 8300, S. 26.) Das Unternehmen hält an seinen Grundsätzen bis auf den heutigen Tag fest. Mit einer Auflage von 970 000 Exemplaren liegt Schillers „Tell“ unter den 875 Nummern, die seit dem Krieg erschienen sind, an der Spitze. Dagegen begann Rowohlt die Reihe seiner Rotations-Romane mit einem Titel von Hans Fallada: „Kleiner Mann – was nun?“ Die Auflagenspitze dieser Reihe hält ein Roman von Pearl S. Buck. Die Fischer-Bücherei begann mit einem Titel von Thornton Wilder. Wilhelm Goldmann in München startete seine „Gelben Taschenbücher“ mit einem Machwerk von Paul Keller („Die Heimat“), und Nummer 1 der Ullstein-Bücher ist „Der Teufel“, ein historischer Roman von Alfred Neumann. Eine einzige Seite des Ullstein-Programms führt folgende Titel auf:

Short Stories des Amerikaners O'Henry; „Deine tägliche Physik“; Ausgewählte Prosa von Gottfried Benn; „Die Menschentypen“, eine obskure, angeblich „kosmische“ Psychologie auf astrologischer Grundlage; „Im Westen nichts Neues“; Churchills Reden; „Es geschah im Bellona-Klub“, ein Kriminalroman von Dorothy Sayers; Albert Einstein, „Mein Weltbild“; „Mein Freund Flicka“, eine Pferdegeschichte; ein „hilfreich bejahendes“ Ehebuch und Prosa von Marcel Proust.

Den Luxus einer „Linie“, einer wie auch immer gearteten Ansicht von der Welt und der Literatur, leisten sich die Programme der Taschenbuchverlage nicht mehr. Sie unterscheiden sich voneinander eher wie die Automodelle zweier Marken in derselben Saison: durch Finessen der Aufmachung, durch Geschmacksnuancen, denen geistige Bedeutung zuzulegen man zögern darf. Der Eigensinn, mit dem ein Verleger wie Reclam das Gesicht seiner Reihe prägte, mutet im Vergleich dazu patriarchalisch an.

Selbstverständlich haben wir in der Universal-Bibliothek einen Vorläufer des heutigen Taschenbuch-Wesens zu sehen. Reclams Verlagsgeschichte erkennt diese Pioniersrolle ausdrücklich an, wenn sie die UB „die älteste Taschenbuchreihe der Welt“ nennt. Freilich sind die Unterschiede eklatant. Reclams Unternehmen kann als historisches Regulativ unserer Analyse dienen: es verkörpert die Bildungsidee des neunzehnten Jahrhunderts mit derselben Prägnanz, wie Rowohlts Rotationsbetrieb die Massenkultur des unsrigen. Reclam sah die Universalität, um die es ihm zu tun war, im Bilde des Arsenal. Ein für allemal sollte der Kanon dessen gelten, was man als gebildeter Mensch gelesen haben mußte. Praktisch-verlegerisch drückte sich diese Auffassung in dem Grundsatz aus, daß jede der

7000 Nummern, welche die Sammlung auf ihrem Höhepunkt umfaßte, zu jeder Zeit lieferbar sein sollte.

Dagegen sehen die modernen Taschenbuchverlage die Massenkultur als einen Prozeß, der rapiden Stoffumsatz verlangt. Die hohen Auflagen beruhen nicht auf der Existenz eines allgemein anerkannten Kanons. Sie kommen vielmehr durch einen psychologischen Schwingkreis zustande, den die Marktanalytiker „Schneeball-Effekt“ nennen. Auch die modernen Taschenbuch-Reihen benutzen zuweilen den Begriff der Universalität als Wappenspruch und Werbeslogan, doch handelt es sich dabei um eine durchaus schlechte Universalität, die eher das endlose Wachstum der Reihen und den sich steigernden Konsum im Sinn hat, als eine Erweiterung des Blickfeldes.

Freilich wird man sich davor hüten müssen, den Taschenbuch-Redaktionen einen Zustand anzukreiden, den sie lediglich reflektieren und durchaus nicht verursachen. Wer ihre Programme zu lesen versteht, wird in ihnen ganz bestimmte Züge der geistesgeschichtlichen Situation wiederfinden. Ihr Rang und ihre Leistung ermißt sich daran, was sie dieser Situation abzugewinnen vermögen.

In einem nie zuvor gekannten Ausmaß ist uns heute alles, was war, verfügbar und zuhanden. Das „imaginäre Museum“ des zwanzigsten Jahrhunderts kennt keine epochalen oder nationalen Schranken mehr. Alles ist reproduzierbar und läßt sich massenhaft vergegenwärtigen. In der großen Vitrine der Reproduzierbarkeit ist aufgehoben, was überhaupt je geschrieben wurde, und damit der Begriff des Klassischen selbst. Da alles potentiell „klassisch“ ist (von der Drahtplastik bis zur Bombe), gibt es keine Klassik mehr. Sie ist ohne strenge Selektion nicht denkbar. Die Schattenseite jedes verbindlichen Kanons ist seine Beschränktheit. Dem bürgerlichen Bücherschrank des neunzehnten Jahrhunderts stand ein für allemal fest, was als das „Unvergängliche“ zu gelten hatte. Die Plastik der Neger gehörte dazu ebensowenig wie die Literatur des Barock. Die intakten Maßstäbe des Kanons wurden durch Borniertheit erkaufte. Die Chancen und die Schattenseiten der allgemeinen Verfügbarkeit machen die Taschenbuchreihen sichtbar, die sich vorgenommen haben, das „Erbe“ unter die Leute zu bringen.

Als einziger unter den großen Taschenbuchverlagen hält Goldmann mit seinen „Gelben Taschenbüchern“ am herkömmlichen Konzept des Klassischen fest. Damit ist bereits gesagt, daß hinter dieser Reihe keine selbständige verlegerische Idee steht. Jenes „Bildungsideal der Klassiker“, welches Reclam einst beschwor, wird übernommen, nicht, weil man sich ihm verpflichtet fühlt, sondern weil es immer noch einen risikolosen Absatz zu garantieren scheint. Diesen Schluß legt die recht schäbige Art und Weise nahe, wie Goldmann die kanonischen Texte edieren läßt. In keinem einzigen Band der gelben Reihe findet sich ein Hinweis auf die maßgebenden kritischen Ausgaben. Mit gleicher Unverfrorenheit werden Shakespeare, Schiller, Heine, Tolstoi und Hölderlin ausgewählt, redigiert, „gestrafft“, mit Phrasen aus der Schulkladde schludrig eingeleitet und in bunte Umschläge, die ein Reklambüro herstellt, verpackt. Ehrfurcht und Liebe zu den Klassikern, auf die der Verleger beim Käufer spekuliert, schlägt er auf diese Art selber in den Wind. Ernst zu nehmen sind dagegen die Textausgaben, die in der Fischer-Bücherei erscheinen. Die Editionsgrundlagen sind durchweg solide, auch wird von ihnen in jedem Fall Rechenschaft abgelegt. Die negative Seite der Verfügbarkeit aller Tradition zeigt sich bei Fischer darin, daß das Prinzip der Auswahl die Bände regiert: ein Prinzip, das dem Leser stets mehr Entscheidungen und

Urteile abnimmt, als gut ist, und das ihm nur allzuleicht das trügerische Gefühl verleiht, Autoren wie Luther oder Hegel ließen sich von ihm in die Rocktasche stecken. Immerhin schickt Fischer, wo es auszuwählen gilt, die erste Garnitur von Kennern ins Feld. Namen wie Konrat Ziegler (der den Plutarch-Band besorgte) und Walter Rehm (der für die Novalis-Auswahl verantwortlich zeichnet) können allein den fragwürdigen Vorgang des Expertierens decken.

Andererseits nimmt die Fischer-Bücherei auch die Chancen des mühelosen Zugriffs wahr, der uns heute freizustehen scheint. Das Programm verläßt die Grenzen eines hinfällig gewordenen Bildungskanons und schließt Felder auf, die einem breiteren Publikum bisher unzugänglich waren. Weder Plotin noch Eckhart, weder Petrarca noch Newman, weder Tocqueville noch Marx gehören zum herkömmlichen Pensum der Schulklassik. Neuplatonismus, Mystik, Renaissance, politische Theorie: es ist bemerkenswert und sicher nicht ohne weiterreichende Bedeutung, daß diese geistigen Zonen in ein so breitflächiges Licht gerückt werden. Natürlich sind die Leistungen der Herausgeber bei solchen Objekten besonders ausschlaggebend: sie entscheiden darüber, ob wirklich Boden gewonnen wird. So kann man es wohl kaum einen Akt der Klugheit nennen, wenn der Marx-Band einem ehemaligen Marxisten anvertraut wird, der sein einstiges Idol nun mit dem Haß des Renegaten verfolgt. Ebenso gut könnte man Shakespeare von Gottsched oder das Alte Testament von Arno Schmidt herausgeben lassen. Im Ganzen wird man freilich sagen können, daß die Reihe für den aufmerksamen Leser einen Gewinn bedeutet. Sie bietet bedeutende Neuübersetzungen und Essays und enthält manche *Trouvaille*, die sonst auf dem Büchermarkt überhaupt nicht zu erreichen ist.

Bei weitem die besten Taschenbuchausgaben alter Texte hat die Reihe „Klassiker der Literatur und der Wissenschaft“ im Rowohlt-Verlag hervorgebracht. Hier ist nicht nur der eine oder andere Titel, hier ist das Ganze zu rühmen. Zunächst einmal sind die unerläßlichen Voraussetzungen ausnahmslos erfüllt: die Texte sind hieb- und stichfest, die Herausgeber richtig gewählt. Die Aufmachung ist solide und allen Mätzchen abgeneigt. Muster-gültige Bibliographien ergänzen die sachlich gehaltenen Einleitungen. Die Shakespeare-Ausgaben stellen dem deutschen Text das englische Original, und zwar in der Fassung der vortrefflichen Globe-Edition, gegenüber. Die Platon-Ausgabe ist mit der Stephanus-numerierung versehen. Wichtige Werke sind für die Reihe eigens neu übersetzt worden, wie zum Beispiel die Romane der Madame de Lafayette und der „Candide“ von Voltaire. Von der größten Bedeutung ist, daß sie auf das Verfahren des Auswählens konsequent verzichtet und integrale Werke bringt, die dem Leser weder etwas ersparen noch vorenthalten. Die negativen Seiten der allseitigen Verfügbarkeit sind damit gänzlich zurückgedrängt, und was zur Geltung kommt, sind ihre Chancen.

Wie bedeutend sie sind, wie hoch der verlegerische Anspruch ist, um den hier gespielt wird, das soll an ein paar Fällen dargetan werden. Ein Hauptwerk des großen Spaniers Baltasar Gracián, den Schopenhauer in Deutschland eingebürgert hat, das „*Criticón*“, hat es bisher in deutscher Sprache nicht gegeben. Hanns Studniczka hat es für Rowohls Reihe zum ersten Male übersetzt. Das Buch ist keine Dutzendübertragung, sondern die Frucht jahrzehntelanger Arbeit. Nur auf diese Weise konnte das Werk des hochmanieristischen Barockautors für uns gewonnen werden. Ungefähr zur gleichen Zeit wie das „*Criticón*“ erschienen in Deutschland die Romane Johann Beers. Diese halbverschollenen Werke, die 300 Jahre lang kein Verleger von neuem ans Licht zu befördern wagte, hat nun Richard Alewyn, dem

ihre wissenschaftliche Erhellung zu verdanken ist, als Taschenbuch herausgegeben. Bei dem Zustand unserer literarischen Tradition ist das ein großer Gewinn. Es wäre nur zu wünschen, daß es bei diesem vereinzelt Vorstoß in die dunklen Zeiten der deutschen Literatur nicht bliebe. Rowohlts Reihe wäre der rechte Ort für eine Neuausgabe der „Insel Felsenburg“ und des „Anton Reiser“. Übrigens erscheinen in ihr, wie auch bei Fischer, an bevorzugter Stelle Epochen, die der traditionellen Bildungswelt eher fremd waren: neben dem spanischen und deutschen Barock die Mystik mit einem Textbuch aus ihrer altdeutschen Blütezeit und die Renaissance mit einer zweisprachigen, sehr rühmenswürdigen Ausgabe von Leonardo da Vincis Tagebüchern und einer Sammlung von Dialogen des Giordano Bruno. In solchen Programmen großen Stils zeichnen sich Muster ab, die nicht zufällig entstehen, sondern mit untergründigen Tendenzen der Gegenwart im Einklang sind.

Auffallend linkisch wirkt dagegen die Hand der Herausgeber, wo es sich um die „Klassiker“ unseres eigenen Jahrhunderts handelt. Es ist in Rowohlts Klassikern mit zwei Titeln vertreten: einer Novelle von Borchardt, die diesen Autor nicht von seiner besten Seite zeigt, und einer okkultistischen Schrift des indischen Sektierers Shri Aurobindo. Dort, wo der Filter der Vergangenheit fehlt, gelingt es offenbar nicht mehr, das Bedeutende vom Drittrangigen zu sondern. Man muß es in den bunten Reihen aufsuchen, wo alles durcheinander blüht, wie es die Lizenzverträge, die Terminkalender und die Umsatzstatistiken wollen: Faulkner neben Agatha Christie, Hofmannsthal neben Horst Wolfram Geißler, „Man muß sich nur zu helfen wissen“ neben dem „Spiegel des Unvergänglichen“. Hier kommt es zu einer gegenseitigen Abplattung, die für alle Äußerungen der Kulturindustrie charakteristisch ist. Sie wird bereits durch das bloße Nebeneinander der Titel hervorgerufen, so wenn etwa Rowohlts in seiner neuen Serie „Monographien großer Persönlichkeiten“ den Buddha unmittelbar neben den Colette-Band stellt.

Die Monographienreihe, die äußerst geschickt und treffsicher, man muß schon sagen: inszeniert ist, verdeutlicht übrigens einen weiteren Aspekt jener Bildungsauffassung, die sich am Bild des Konsumguts orientiert. Zwar soll einerseits alles dem direkten Zugriff verfügbar sein, was je geschrieben wurde. Doch soll das so gebotene Gut auch wiederum nicht einfach als das, was es ist, dem Leser zugemutet, sondern ihm zuvor kommensurabel gemacht und aufbereitet werden. Dazu dienen die umfangreichen Einleitungen der landläufigen „Klassiker“-Ausgaben, dazu dienen vor allem die Monographien, für die sich ein erheblicher verlegerischer Erfolg bereits abzeichnet. Der gängigste Weg führt über die Person zum Werk. Er ist mit einer Fülle von Illustrationen gepflastert. Auch hier steht jedes Bändchen, je nach dem Format des Interpreten, auf seinen eigenen Meriten. Vom kulturfilmähnlichen Digest bis zur sachlich-bestehenden Studie reichen die Lösungen, die Rowohlts Autoren dabei gefunden haben.

Noch schärfer als bei den Neuausgaben großer Werke der Literatur prägt sich in den Programmen der wissenschaftlichen Taschenbuchreihen eine geistige Lage ab. Ihre Anlage und Gestalt läßt Schlüsse auf die Situation unseres Wissens überhaupt zu. Hier fehlt bezeichnenderweise ein historischer Vorläufer, der dem Unternehmen Reclams analog wäre. Das Bedürfnis, am Fortschritt der wissenschaftlichen, besonders aber der naturwissenschaftlichen Erkenntnis in allen Disziplinen teilzunehmen, ist ein sehr junges Phänomen. Ausnahmen, wie das enorme Interesse unserer Urgroßväter an der Deszendenztheorie, bestätigen diesen Satz. Jenes Interesse richtete sich weniger auf die Forschung selbst als auf ihre theologischen und philosophischen Konsequenzen. Das Sachbuch ist eine Erfindung

des 20. Jahrhunderts, die merkwürdigerweise im selben Augenblick auf den Plan tritt, da sich die Kulturkritik fragt, ob ein Bildungsbegriff denn überhaupt noch zu denken sei, der die Zentrifugalkräfte der Spezialisierung auszugleichen vermöchte.

Rowohlt's deutsche Enzyklopädie, die größte unter den wissenschaftlichen Taschenbuchreihen, ist von solchen Zweifeln nicht angekränkt. Sie möchte – so der programmatische Text, der auf jedem Band abgedruckt ist – „über das jeweils Neueste an Forschung und Erkenntnis unterrichten“, strebt aber auch und gleichzeitig „ein sinnvolles Gebäude menschlichen Denkens an und begnügt sich nicht mit der zufälligen Aneinanderreihung einzelner Essays“. Dem Herausgeber Ernesto Grassi steht ein ungemein imponierender wissenschaftlicher Beirat zur Seite, der mit allerlei berühmten oder wenigstens exotischen Namen bestückt ist, dessen Tätigkeit sich aber darauf beschränken dürfte, auf der vierten Seite eines jeden Bandes gewissermaßen für die Vortrefflichkeit des Ganzen zu haften.

So ehrgeizig war die Bühne dekoriert, als zur Eröffnung der Enzyklopädie Hans Sedlmayr mit seinem Buch „Die Revolution der modernen Kunst“ darauf erschien. Man erinnert sich an den Skandal, den dieser Auftritt zur Folge hatte. Er muß erwähnt werden, weil er für das neuentstandene Unternehmen in mancher Hinsicht symptomatisch geblieben ist. An seinem Beginn stand eine Streitschrift, die gegen ihr Objekt Windmühlenkämpfe ausfocht, statt es darzustellen. Der Fall hat die Fragwürdigkeit seiner Konzeption sichtbar gemacht.

An ihr laboriert die Rowohlt-Enzyklopädie bis heute, ja, man kann sagen, daß sie daran, als Enzyklopädie, gescheitert ist. Ein nachdenklicher Blick auf das Titelverzeichnis lehrt, daß sie eben zu dem geworden ist, was sie in ihrem Programm zu sein leugnet: eine zufällige Aneinanderreihung einzelner Essays. Ortegas Aufsatz über die Jagd ist eine geistreiche und tiefeschürfende Plauderei; die „Sozialgeschichte der mittelalterlichen Kunst“ ein auszugsweiser Nachdruck von einem großangelegten Spezialwerk der neueren Forschung; Gustav René Hockes Manierismus-Untersuchung ist eine meisterhafte Originalarbeit; Vacanos Band über die Etrusker ein säuberlich-dürres Resumé; Otto Wolffs Buch über das neue Indien das Werk eines missionarischen Eiferers. „Die Kindheit der Tiere“ entpuppt sich als harmloser Versuch eines englischen Tierfreundes, der ohne viel wissenschaftlichen Ehrgeiz von seinem Hobby erzählt; Margret Boveris wichtige Arbeit über den Verrat im 20. Jahrhundert liefert sich einer Problematik aus, die enzyklopädisch überhaupt nicht faßbar ist und die eher der Sphäre der persönlichen Entscheidung als der wissenschaftlicher Erkenntnisse angehört; Emil Brunners theologische Anthropologie ist, wie das Nachwort dazu ganz richtig bemerkt, als erbauliche „Wegweisung in der Krise unserer Welt“ gedacht; die jüngst erschienene Zusammenstellung aus den Schriften Stanislawskis bilden eher ein Praktikum für angehende Theaterleute als „Unterrichtung über das jeweils Neueste an Forschung und Erkenntnis“.

So viele Titel, so viele Methoden! Die Buntheit der Gegenstände liegt in der Natur einer Enzyklopädie; die Schwankungen im Niveau und im Wert der einzelnen Arbeiten mögen unvermeidlich sein. Daß aber Streitschrift und Handbuch, Originalwerk und Kompilation, Resumé und Hypothese, Erbauungsschrift und Causerie, Liebhaberei und Dokumentation mit gleichem Anspruch nebeneinander hingestellt werden, strafft die enzyklopädische Fassade Lügen. Der Bauplan des Ganzen erweist sich als eine Sackgasse, an deren Ende der Leser nur deshalb nicht stößt, weil sie, wie jede zufällige Aneinanderreihung, beliebig verlängert werden kann. Die lange Reihe der Titel wirkt wie das Vorlesungsverzeichnis einer Hochschule, die dringend der Reform bedarf. Der Vergleich ist nicht von ungefähr.

Das wissenschaftliche Dekor wird durchweg gewahrt: die Anhänge und Register sind mustergültig ausgearbeitet, es fehlt weder an Bibliographien noch an Professorentiteln. Gleichwohl ist schlechte Universalität die Summe dieser Enzyklopädie. Verspätete Zweifel an ihrer Anlage scheinen auch dem Herausgeber selbst gekommen zu sein; jedenfalls ersetzt er in seiner jüngst erschienenen Rechtfertigungsschrift „Die zweite Aufklärung. Enzyklopädie heute“ (rde Band 76/77) den Begriff des „sinnvollen Gebäudes“, an dem der Klappentext eigensinnig festhält, durch den eines geistigen „Prozesses“ der Wirklichkeitsdeutung, der, nach Grassi, das „einzige“ ist, was „in der Flut der sich überstürzenden und überholenden Entdeckungen von Dauer ist“. Sollte es sich nicht eher darum handeln, den Leser, die bildungsbedürftige Masse, zu deren Anwalt sich Grassi machen möchte, am Produktionsprozeß eines Großverlages teilnehmen zu lassen? Die fortgesetzte Spekulation auf den Sammeleifer; die Verbindung der Rechtfertigungsschrift mit einem Registerband, der dem Leser weismachen möchte, er habe es mit einem Nachschlagewerk zu tun, bei dem es auf Vollständigkeit ankomme; die mühsame Kombinatorik, mit der der Herausgeber gewisse Teilergebnisse der „Enzyklopädie“ a posteriori aneinanderrückt; überhaupt das Festhalten an der leeren Prätension, mit der die Reihe vortäuscht, mehr als die Summe ihrer zufälligen Bestandteile zu sein: das alles legt einen solchen Schluß nahe. Auch Grassis Versuch, der Kritik an den Mängeln seiner Enzyklopädie dadurch zu begegnen, daß er deren Begriff selber auflöst, schlägt da nicht viel. Sein Wunsch, man möge es doch ihm überlassen, zu entscheiden, was eine Enzyklopädie zu sein habe, ist zwar begreiflich. Wir möchten uns aber doch lieber an Diderot und d'Alembert halten, wenn auch diese Herren bei Grassi schlecht wegkommen – wie uns denn überhaupt die erste Aufklärung lieber ist als jene zweite, die er weiterhin zu veranstalten droht und die auf nichts anderes hinausläuft als darauf, ihre erlauchte Vorgängerin nach Begriff und Absicht auf den Kopf zu stellen.

(3. Teil folgt)

ANMERKUNGEN ZUM NEUEN ROMAN ROBBE-GRILLET'S

Vor längerer Zeit – in Heft 39 – war an dieser Stelle von dem französischen Schriftsteller Alain Robbe-Grillet die Rede, von dem damals gerade sein zweiter Roman unter dem Titel „Der Augenzeuge“ auf deutsch erschienen war. Mit einigem Nachdruck war auf ein Experiment hinzuweisen, das dem modernen Roman neue Wege zu eröffnen schien, und es wurde versucht, die Fruchtbarkeit der neuen Methode vorläufig zu bestimmen. Sie schien uns im wesentlichen in einer neuartigen Darstellung der Zeitlichkeit eines Geschehens zu bestehen – „Konturen des Künftigen, Wiederholungskurven und bloß mögliche Umrißlinien umschlingen die Figur der Handlung . . . Mit Hilfe dieses Geflechts gelingt es, die komplizierte Struktur des zeitlichen Geschehens, in welchem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überlagern und ineinanderschieben, adäquater als früher wiederzugeben.“ Darüber hinaus war deutlich zu machen, daß Robbe-Grillet es unternommen hatte, eine Welt „ohne Bedeutungen“ darzustellen – Handlungen und Gesten wurden sozusagen teilnahmslos notiert, von außen, weitgehend unter Ausklammerung ihres physiognomischen Aussageertrags.

Der nun kürzlich in deutscher Übertragung veröffentlichte dritte Roman Robbe-Grillet's – „Die Jalousie oder die Eifersucht“, Carl Hanser Verlag, München – liegt auf der gleichen Linie und weist in der Hauptsache dieselben Merkmale auf. Daß er schwächer, weniger einprägsam und faszinierend ist als der vorangegangene, braucht selbstverständlich hinsichtlich der Ergiebigkeit der neuen Methoden nicht viel zu bedeuten; auch ein schwacher „psychologischer“ Roman beweist ja nicht ohne weiteres die Überständigkeit des „psychologischen“ Romans überhaupt. Dennoch gibt er Veranlassung, einige Sachverhalte neu zu bedenken und auf gewisse Fragwürdigkeiten des erzählerischen Unternehmens hinzuweisen.

Zurückzukommen wäre wohl in erster Linie nochmals auf den Sinn der Aussage, daß Robbe-Grillet eine Welt „ohne Bedeutungen“ darstelle. Diese Feststellung stützt sich auf die beiden Romane und auf Aussagen des Autors selbst über den neuen Roman (einige Kernsätze sind zusammen mit Auszügen aus Artikeln prominenter französischer Kritiker abgedruckt im Februarheft der „Frankfurter Hefte“). Robbe-Grillet schreibt: „. . . Die Welt ist weder bedeutungsvoll noch absurd. Sie *ist* ganz einfach . . . Um uns herum sind die Dinge *da*, der Meute unserer Adjektive, mit denen wir sie zu domestizieren versuchen, trotzend.“ Dies läßt doch wohl vermuten, daß dem Autor ein emphatisches Da-sein der Welt und der Dinge in ihr vorschwebt – ein Da-sein, das unsere domestizierenden Adjektive trüben, vermindern. Dann aber wäre zu erwidern, daß die Dinge nie stärker, nie intensiver „da“ sind, als wenn sie *uns* in be-

stimmten „aufschließenden“ Zuwendungen begegnen: etwa wenn sie uns bedrohen oder wenn wir sie lieben. Die Dinge „an sich“, jenseits unseres Horizontes, außerhalb unserer Zuwendung an sie –: sind sie „da“, vor allem sind sie auf emphatische Weise „da“? Robbe-Grillet scheint dies zu glauben, wenn er sagt, daß eine Welt ohne Bedeutungen „solider und unmittelbarer“ sei. Und den Auszügen in den „Frankfurter Heften“ ist zu entnehmen, daß französische Kritiker die Meinung des Autors teilen; es ist, im Hinblick auf den Roman Robbe-Grillet, von einer „direkten Begegnung des Menschen mit seiner Umgebung“ die Rede, und daß hier „die Welt nicht mehr mit den bedeutungsbeladenen Unterstellungen“ des herkömmlichen Romans angegangen wird, „sondern mit den Augen eines Menschen, der durch die Stadt geht ohne einen anderen Horizont als das Schauspiel, das sich ihm darstellt, ohne andere Kraft als die: zu sehen . . .“

Diese Behauptungen sind jedoch kaum haltbar – die Begriffe „unmittelbar“ und „direkt“ sind in diesem Zusammenhang fragwürdig, ja entschieden falsch. Wird die Welt ohne Bedeutungen aufgefaßt, also etwa davon abgesehen, was eine Geste, ein Gesichtsausdruck aussagt, bedeutet, so ist solche Auffassung nicht unmittelbarer oder direkter, sondern ganz im Gegenteil weniger ursprünglich und künstlicher – das Ergebnis einer sehr bewußt vollzogenen Abstraktion. Alain Robbe-Grillet „sieht“ in seinem Roman nicht wie ein normaler Mensch, der durch eine Stadt geht, sondern wie ein Mensch, der durch eine ganz fremde Stadt geht, deren Einrichtungen und Menschen er nicht verstehen und deuten kann, weil sie mit den ihm geläufigen fast nichts gemeinsam haben; obendrein wie ein Mensch, der sich das Denken und Fühlen weitgehend versagt oder dieser Akte nur unvollkommen mächtig ist.

Die „Konstruktion“ eines solchen Menschen ist möglich, und diese Konstruktion kann, wie die Romane Robbe-Grillet beweisen, in künstlerischer Hinsicht ergiebig sein. Falsch ist nur die gedankliche Untermauerung, die der Autor und auch Kritiker dieser Konstruktion anscheinend geben. Denn nochmals: Bedeutungen werden in unserem Erleben der Welt nicht „unterstellt“ – natürlich gibt es auch „Unterstellungen“ im eigentlichen Sinne dieses Wortes, aber die meinen der Autor und seine Interpreten ja nicht –, sondern Welt und Dinge werden in natürlicher Einstellung zumeist bedeutungsgeladen erfahren. Der Roman Robbe-Grillet breitet also nicht die Resultate eines unmittelbaren Sehens vor uns aus, sondern Daten, die einem planvoll konstruierten Sehen entsprechen.

Wahrscheinlich wäre es sinnvoll zu fragen, was Robbe-Grillet zu diesem neuen Sehen bewogen hat, oder genauer: was ihm am herkömmlichen Sehen falsch, verlogen, in künstlerischer Hinsicht überlebt oder langweilig vorkommt; denn neue Bewegungen in der Literatur und Kunst sind unter diesem Gesichtspunkt jedenfalls partiell zu verstehen. Man könnte als extremes Gegenbeispiel etwa an gewisse Erzählungen Arthur Schnitzlers denken: eine Welt, in der jedes Ding gleichsam durcherotisiert ist, umgeben von einer Aura von Sehnsucht, Liebe, Verlangen, Träumerei, Schwermut: Bühne für das menschliche Drama der Liebe, die alles in ihr Licht taucht, mit ihrem Arom durchtränkt, so daß ein

Leser wohl manchmal ausrufen möchte: ein Königreich für einen Gegenstand ohne Aura, für einen Gegenstand, von dem nur nüchtern Größe, Lage und Struktur mitgeteilt werden und der radikal herausgenommen ist aus dem gefühlvollen und klebrigen menschlichen Drama. –

Wir wagen nicht zu sagen, ob Robbe-Grillet sich mit seinem „neuen Roman“ von Literatur *dieser* Art absetzen möchte; schließlich ist Schnitzler und die ganze gefühlsgesättigte Literatur der Jahrhundertwende von vorgestern und beispielsweise Hemingway von gestern (oder heute), und dessen „harter“ Stil dürfte eine so radikale Abwendung von allen „Bedeutungen“, wie sie der französische Autor praktiziert und verkündet, kaum provoziert haben. Übersättigung mit Proust, an dessen Ich-Roman und seinen Metaphern, die ein Ding nicht als isoliertes Ding wiedergeben, sondern es in der subjektiven Empfindung „baden“ und mit anderen amalgamieren lassen? Einfluß der Technik, der modernen Naturwissenschaft, die ja ebenfalls von den „sekundären Qualitäten“ abstrahiert und sich – wie Robbe-Grillet! – ans Quantitative, Meßbare hält? Es lassen sich nur Vermutungen äußern.

Noch eine andere Überlegung drängt sich in diesem Zusammenhang auf. Man ist geneigt, bei der Würdigung des „Augenzeugen“ und nun auch der „Jalousie“ von der dichten, unheimlichen oder gespannten Atmosphäre dieser Romane zu sprechen. Dieser Eindruck ist jedoch, wahrscheinlich, das Ergebnis einer Sinnestäuschung, vielleicht einer echten „Unterstellung“. Da der eigentliche Vorgang in beiden Fällen nicht selber dargestellt wird – im „Augenzeugen“ der Mord an dem kleinen Mädchen, in dem neuen Roman der (vermutliche) Ehebruch zwischen A. und Franck –, sieht sich der Leser veranlaßt, die um das Hauptereignis herumgruppierten vieldeutigen und auch dürrtigen Informationen wie die Daten eines Kriminalromans zu lesen: das Unausgesprochene gewinnt den Charakter des Geheimnisvollen oder eines finsternen Verhängnisses, und noch die nüchternsten Fakten werden unwillkürlich vom Leser emotional aufgeladen. Prüft man die Texte genauer, stellt sich diese Aufladung weitgehend als spontane Zutat des Lesers heraus – ein schöner Beleg für die These, daß in natürlicher Einstellung die Welt immer vorinterpretiert, d. h. mit Bedeutungen geladen erfahren wird (selbst dann, wenn objektiv diese Bedeutungen fehlen oder ganz spärlich vorhanden sind).

In Zusammenhang damit wäre zu fragen, ob Robbe-Grillet mit diesen von den Texten her kaum gerechtfertigten spontanen Hinzufügungen seitens des Lesers rechnet und möglicherweise rechnen muß, damit seine Roman-Konstruktionen den Leser fesseln. Auffallend und vielleicht verräterisch ist jedenfalls, daß er in den beiden Romanen ein Delikt (Mord bzw. Ehebruch) ins Zentrum gerückt hat und daß er durch kunstvolle Aussparung in der Darstellung des Delikts ein übriges tut, um den Leser anzuspannen. Dergleichen erinnert an Vexierbilder; man dürfte wohl auch den Ausdruck „Trick“ verwenden. Und es stellt sich das Problem, wie sich ein Roman dieses Autors ohne diese kriminalistischen Spannungseffekte lesen würde. Nähme man nämlich das erregende, wenn auch nicht direkt dargestellte menschliche Drama aus der „Jalousie“ ganz heraus, bliebe kaum mehr übrig als dies: A. kämmt ihr

Haar, sie sitzt am Schreibtisch, steigt aus dem Auto; Franck, ein Nachbar, ist zu Besuch, man sitzt auf der Terrasse eines Hauses irgendwo in den Tropen (von dem Mann A.s, obgleich fast immer anwesend, ist nie die Rede – auch er ist ausgespart, nur ein Sessel „bezeichnet“ jeweils seine Anwesenheit), ein paar Gesprächsfetzen; dazwischen, immer wieder, detaillierte Beschreibungen des Interieurs, der Bananenplantage. Und dieselben Szenen nochmals und wieder, mit durcheinandergewirbelter chronologischer Folge: A. schreibt einen Brief, sie kämmt ihr Haar, man plaudert auf der Terrasse . . . Das Ganze erinnert an Momentaufnahmen, die jeweils bestimmte wiederkehrende, jeweils leicht variierte Augenblicke festhalten – Aufnahmen, die durcheinandergemischt wurden, so daß die zeitliche Folge an ihnen nicht mehr recht ablesbar ist. Einmontiert in diese Daten die Fahrt A.s mit Franck in die Stadt; aber diese Fahrt und die wegen einer (angeblichen?) Autopanne notwendige Übernachtung der beiden in der Stadt sind, wie gesagt, in dem Roman ausgeklammert.

Ungeklärt bleibt zuletzt, ob diese Manipulation mit der Zeit, ob dieses Übereinanderlegen verschiedener Momentaufnahmen dazu dienen soll, das Erleben in seiner Authentizität adäquater als mit früheren Methoden wiederzugeben. Der „Augenzeuge“ legte diese Deutung nahe, und auch der neue Roman dementiert sie nicht ganz, läßt aber immerhin einige Zweifel aufkommen. Feststeht nämlich, daß eine eventuell angestrebte größere Authentizität des Erlebens unter dem Gesichtspunkt seiner Zeitlichkeit in innerem Widerspruch stünde zu der enormen Reduktion hinsichtlich der Wiedergabe des Erlebens insgesamt, ja zu der Tatsache, daß der Autor am Erleben, der „Innerlichkeit“ seiner Figuren, offensichtlich ganz uninteressiert ist. Diesen – echten oder scheinbaren – Widerspruch müssen wir auf sich beruhen lassen. Vielleicht wird der nächste Roman Alain Robbe-Grilletts genauere Aussagen über die künstlerischen Intentionen dieses Autors und über den Ertrag und die Grenzen seines interessanten Experiments ermöglichen.

R. H.

KOSMISCHER IRRGARTEN

Karl Demus: Das schwere Land. Gedichte.
S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1958.
52 Seiten. 6.80 DM

Eines der kennzeichnenden Merkmale moderner Lyrik ist das Mißtrauen gegenüber dem subjektiven Erleben. Das Streben nach innerer und äußerer Objektivität mißt dem Gegenstand und dem sachlich genauen Zugriff größeren Wert bei als dem eigenen Gefühl. Die naive Beziehung zwischen Ich und Welt ist gebrochen oder wird unter

veränderten, kritischen Voraussetzungen neu geknüpft. Wie weit der Prozeß der „Gegenstandsbindung als Loslösung von Ichbefangenheit“ vorgetrieben werden kann, wo seine Grenzen liegen, das wird auf geradezu abenteuerliche Weise an der ersten Gedichtsammlung des jungen Österreichers Karl Demus (geboren 1927) deutlich. Thematisch gehören die Verse zur kosmischen Dichtung. Riesenhaft baut sich der Kosmos auf: Gebirge, Felsenwände, kaukasische Blöcke, der Gletscher Erzdächer, atlantische Wiesen, lichte Meereshügel, Wolken, Ozean, Himmel, Sonne, Mond. Und

immer wieder: Strahlendes, offene Helle der Archipele, Höfe des Lichts, des Lichtes Hügel, Schneefälle des Lichts -, „Hochorte, welthell / reine Wildnis des Lichts, / auf Eisgärten umloht / meerisch, raumumflogen / die Häuser der Sonne.“ Während in der herkömmlichen kosmischen Dichtung das menschliche Ich recht behaglich der Welt gegenüberlehnt oder sich als „Weltsubjekt“ fühlt, tritt hier der naturhafte Kosmos bald gigantisch aufgetürmt, bald mit zarter Bestimmtheit auf den Plan. Nichts mehr von der emphatischen Ichbesessenheit Momberts oder selbst Däublers: „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf.“ Hier, in den Versen von Demus, *ist* allein die Welt; der Mensch steht am Rande, verstummt, hinnehmend oder zaghaft fragend: „O Herz, wann willst du siegen?“ Aber dann heißt es: „Überblüht, gesichtslos vor dem Meer sein“, während nun „in langsamen Gletschern / Himmlisches weiterträumt“.

Ein großes Thema! Eine erstaunliche Begabung, die dieses Thema in einigen Versen aufjubeln und schwingen läßt, ganz hell, ganz lichtvoll. Demus strebt eine schlackenlose Lyrik (ohne dekoratives Beiwerk, aber auch ohne modisches Getue) an. Metrische Leerformen sind gemieden. Die durchweg kurzzeiligen freirhythmischen Hymnen sind streng und geschmeidig, reich an Enjambements und weichen Übergängen. Aber wie kommt es, daß der lyrische Funke nicht zündet, daß die Mehrzahl der Gedichte kalt bleibt? (Das hat nichts damit zu tun, daß die Gedichte zu schwer oder gar zu wenig mundgerecht wären!) Nicht entscheidend auch sind gewisse lyrische Kinderkrankheiten, etwa das häufig vorkommende nachgestellte Adjektiv (Nimbus, lichtessend) oder ungenaue, nicht mehr entzifferbare Wortbilder oder eine (Tiefe vortäuschende) Fremdwörter-Manier, die sich ja doch wieder modisch gebärdet. Hier scheint vielmehr ein grundsätzlicher Mangel vorzuliegen, der um so auffallender ist, als er im Feld einer durchaus einfallsreichen, bildkräftigen, rhythmisch schwingenden Lyrik aufscheint.

In einigen Versen gelingt es Demus, die

neue Wirklichkeit des Gedichts auf einer heilen Syntax und auf wirkliche (vorwiegend kosmische) Vorgänge zu gründen. Der Klappentext weist darauf hin. Aber wie soll man solchen Zeilen folgen? „Nachthalden, Katafalklandinseln / sublunar, anadyomen / (für Landung auf Seehöhe), / kosmische Staubbäume allraunend, / Lichtkohle Pistenkreuz, Stränderausachen, / rallend fluorezierend.“ Das Beispiel steht für viele. Der Lyriker reiht Vokabeln aneinander, ohne ihnen einen Sinn abzugewinnen. Man hat den Eindruck, der Autor verfällt seinem Gegenstand, seinen Materialien, bis zur bloßen Addition kosmischer Ereignisse, kosmischer Begriffe. Er malt weiß auf weiß. Ein Vorgang, der in der modernen Lyrik nicht allein steht. Die Worte werden beliebig, unverbindlich, geraten ins Schweben; aber sagen sie noch etwas? Freilich wird auf diesem Wege jedes Didaktische oder Moralisierende vermieden, bleibt alles „siderisch rein“. Aber wird nicht das Wort, auch das lyrische Wort, sinnlos, wenn es nicht zugleich Zeichen für Erfahrung, für menschliche Erfahrung ist, wenn es die geschichtliche Wirklichkeit ignoriert und auf „weißen Bahnen zur Klarheit“ gelangen will? Ohne Sinn, als bloße Aufzählung und nichtssagende Beschreibung bleibt auch der Vers stumpf und verliert selbst das Staunen, das „Ach“, mit dem jedes Gedicht anheben müßte.

München

Eberhard Horst

TRAUM VOM PARADIES

Jeannie Ebner: Die Wildnis früher Sommer. Roman. Verlag Kiepenbeuer & Witsch, Köln-Berlin 1978. 322 Seiten. 14,80 DM

Jeannie Ebner ist ein schwerblütiges, schwermütiges Talent. In Australien geboren, in Wien aufgewachsen, begann sie mit dreißig Jahren zu schreiben, brachte, etwa fünfunddreißig Jahre alt, ihren ersten Roman, „Sie warten auf Antwort“, heraus und legt nun, wiederum fünf Jahre später, ihren zweiten vor. Ihr Generalthema ist, will man es auf

eine Formel bringen, das verlorene Paradies. „Einer schrickt aus tiefem Schlaf auf und fühlt: es ist Zeit, aufzustehen und etwas zu tun“, hieß es in der Einleitung zu „Sie warten auf Antwort“. Einer schrickt auf: es ist die Menschheit selbst, die mit einer „ersten Tat aus innerem Antrieb alle Möglichkeiten des Lebens“ herausgefordert hat, die von einem träumenden Zustand in den der Wachheit herübergewechselt ist, den es nun zu bewältigen gilt.

Jeannie Ebner verleugnet nicht, daß der Verlust des Traum-Paradieses und seiner Unschuld für sie etwas Unheimliches hat, daß sie ihm nachtrauert, dem „schönen Land“ im ersten Roman, dem „seligen Garten der Erde, ehe es Menschen gab“, in diesem. War „Sie warten auf Antwort“ nichts weniger als der kühne Versuch, die ganze Menschheitsgeschichte, vom ersten Mord des Kain bis auf den heutigen Tag in eine zwischen Mythos und Realismus gelagerte Parabel zu zwingen, so ist dieser zweite das nicht minder wagemutige Unternehmen, einen vertikalen Schnitt durch alle Seelenschichten eines Menschen zu legen und dabei ebenfalls bis ins Mythische hinabzusteigen. Allegorie und Symbolik dienen ihr dabei, im ersten wie im zweiten Roman, als integrierende, freilich nicht selten überanstrengte Stilmittel. So spielt ihr erstes Buch in einem geheimnisvollen „Stromland“, und die in ihm lebende und webende Menschheit wird regiert von einem „Bauherrn“ aus „Übersee“, der nie sichtbar wird, sich zum Schluß dem Helden aber in einer Traumapotheose als „Riesin“ zeigt, die Allmutter Welt offenbar, die sich im übrigen das eigensinnige Bohren nach dem Sinn der menschlichen Ordnung verbittet, indem sie alle Fragen nach „gut“ oder „böse“, „groß“ oder „klein“ wegen der inadäquaten menschlichen Perspektive relativiert und die alleinige Beantwortung der Ewigkeit überläßt.

In dem neuen Roman ist das verlorene Paradies durch eine Mauer und durch ein Tor symbolisiert: „Die Mauer, das verschlossene Tor, das Hoffnungsbäumchen – von dort her kam alle Kraft, sich dem zu widersetzen, was

sie von ihrer Familie blutsmäßig mitbekommen hatte.“ Immerhin: der fast antihumane Affekt Jeannie Ebners gegen das Erkennen, gegen jede Rationalität, der sich in ihrem ersten Roman, angesichts seines Themas der Menschheitsgeschichte, kraß offenbarte, ist in ihrem zweiten etwas gemindert. Maria, die Hauptfigur, die mit einer Verstorbenen, mit dem Mädchen Pin, einem halben Kinde, das ihr Mann, der Maler Lucian, abgöttisch liebte, eine mystische Identifikation erlebt, bewegt sich zwar in einem „Labyrinth aus Traumkammern“, doch will sie „wach“ werden, will aus dem Traum heraus, „aus dem es zur Wahrheit nur den unumgänglich nötigen Weg über die Wirklichkeit gab“.

Den Inhalt dieses Romans wiederzugeben, ist schwierig, doch nicht einmal unbedingt notwendig. Hier mag genügen, seine wesentlichsten Elemente anzudeuten. Jene Maria, von der die Rede war, Frau eines erfolgreichen Malers, ist von dem Gefühl bewegt, daß die Liebe ihres Mannes zu ihr und umgekehrt bedroht sei. Das Mädchen Pin, das Lucian in früheren Jahren immer und immer wieder vergebens zu porträtieren versuchte, hat noch immer eine gewisse, zauberische Gewalt über ihn. So versenkt sich Maria in die Zeit ihrer eigenen Kindheit, die auf mysteriöse Weise auch die Pins ist; ein Tagebuch Pins ist die Brücke, die von der realen in die Traumwelt überleitet. Pin, oder die „poetische Form der Existenz“, ist das Thema, „das Thema all derer, die sich nicht damit abfinden wollen, daß die Welt böse ist, die nie so erwachsen werden wollen, daß sie sich müde oder zynisch zufriedengeben könnten; deren Sanftmut, Bangigkeit, Leiden und Verstummen nichts ist als ein unentwegter Protest gegen die Lauten, Handelnden und Machthabenden der Erde“.

Indem Maria die Geschichte Pins niederschreibt, rekapituliert sie ihre eigene, die Geschichte eines „Märchen-Gemüts“ inmitten einer lärmenden Umwelt an der Schwelle zwischen Traum und Bewußtwerdung. Merkwürdigerweise gelingt es der Autorin dabei, gerade jene Welt der Lauten und Gewalttätigen, der ihre Abneigung

gilt, am farbigsten und zwingendsten zu schildern. Das eingeschobene Tagebuch der Chaldäa Abouan, eines Mitgliedes jener biblisch anmutenden Urfamilie, in deren Schoß sich das Schicksal Pin-Marias vollzieht, ist das handfesteste und lebendigste Stück des ganzen Romans geworden. Es zeugt von einer zupackenden, ursprünglichen Fabulierlust Jeannie Ebners, der ein bisweilen schon fataler Hang zu Tief-sinnigkeiten oft genug im Wege steht. Wer daher nicht schon weiß, daß Jeannie Ebner eine ernst zu nehmende Autorin ist, dem könnte es geschehen, daß er das Buch nach den ersten zwanzig Seiten aus der Hand legt, in der Meinung, er habe hier einen reichlich schwülen Unterhaltungsroman vor sich, in dem die Verfasserin ihre poetischen Gefühle unbeholfen strapaziert. Da finden sich Sätze, deren überzogene Feierlichkeit beweist, daß sich Jeannie Ebner noch nicht freigeschrieben hat. Zwar sind Proben dieser Art auch später noch zu finden. Doch spürt sie der inzwischen ins Netz der Gedanken und Ereignisse eingesponnene Leser weniger. Die Sprache Jeannie Ebners hält also mit ihrer bemerkenswerten Erfindungskraft und ihrer Kompositionsgabe noch nicht ganz Schritt. Das wird ihr noch gelingen müssen, wenn sich ihr Talent auf die Dauer bestätigen soll.

Frankfurt/Main Hans Schwab-Felisch

UNTER EINER GLASKUPPEL

Karl Wawra: Kindern Eintritt verboten. Roman. Claassen Verlag, Hamburg 1959. 294 Seiten. 14.80 DM

In dem von Gras und Unkraut überwucherten Obstgarten oberhalb eines zerfallenen Schwimmbads lernten sie die Liebe kennen: Melitta, eben siebzehnjährig, und ihr blonder Freund Tino, nicht viel älter und kaum erfahrener als sie. „Es war ein Märchenort. Ein ähnlicher hieß Eden“, gibt Wawra uns zu verstehen, und eine seiner fünf Figuren, die den fast dreihundert Seiten starken

Roman bevölkern, die alte Ida, Besitzerin eines Hutsalons, Kupplerin und Beschützerin, nennt sie „die Paradieskinder“. Vier Jahre lang leben sie unter einer „Glaskuppel“, in einer „Muschel“ dahin, geborgen, dem kindlichen Spiel ihrer Körper hingegen, unwissend und glücklich, bis Ida die Weichen stellt und das Gegen-Paar in ihr Leben tritt und der Unschuld ihrer Liebe ein Ende bereitet: Frank, der Filmstatist und „wundervolle Liebhaber“, und dessen alternde Geliebte Antonia, die seinen männlichen Qualitäten zum Opfer gefallen ist. „Die Muschel stand weit offen. Der Sprung in der gläsernen Kuppel war riesig. Unaufhörlich strömte die Außenwelt ein“, behauptet Wawra. Doch man möchte ihm hier heftig widersprechen, denn in diesem Buch gibt es keine Außenwelt. Die gläserne Kuppel, die sich über den ganzen Roman wölbt, ist fehlerlos und undurchlässig. In ihrem Vakuum bewegen und betrachten sich die fünf Menschen, als gäbe es nur sie, ihre Introvertiertheit und ihre Bettprobleme, und nichts sonst. Sie leben ohne nennenswerte Beschäftigungen und Bindungen: Melitta, die von ihren Eltern unterstützt wird, Frank, der nur zeitweise arbeitet, Antonia: „Eine Dame. Privatisiert, hat Vermögen. Nachmittags geht sie zu Doktor Brossmann, dem berühmten Facharzt. Sie macht dort so . . . Kartei und betut sich ein bißchen. Sonst wäre es ihr gar zu langweilig.“ Und nur Tino hat einen richtigen Job in einem Büro, das jedoch außerhalb des hermetischen Bezirks seines Schlafzimmers liegt und deshalb keine weitere Beachtung zu verdienen scheint. Real ist für Wawra allein die Liebe, oder vielmehr: die Liebesunfähigkeit der zwei Paare, ihre Entwicklung und ihre Verflechtung, und sie wird von ihm mit psychologischer Akribie beschrieben. Wawra liefert uns ein ausführliches Register all dessen, was Liebende sich vor, im und nach dem Bett zu sagen pflegen. Das ist zwar sehr viel, vermag aber über die Impotenz seiner Figuren nicht hinwegzutäuschen. Sie sind unfähig, sich zu entäußern, sich hinzugeben, und dieser Sterilität entspricht sowohl die Weltlosig-

keit dieses Buches als auch Wawras Stil: den oft so feinfühligsten Monologen, die den Schüler des frühen Musil erkennen lassen, stehen Dialoge gegenüber, deren Banalität und naive Offenheit zuweilen peinlich berühren. Man hat den Eindruck, das Buch eines begabten jungen Autors zu lesen, der noch gar zu sehr mit seinen persönlichen Problemen beschäftigt ist und seine Umwelt darüber aus den Augen verloren hat.

Aber der Österreicher Karl Wawra ist vierunddreißig Jahre alt. Er ist im Krieg gewesen und hat vermutlich auch dem Chaos der Nachkriegsjahre nicht entgehen können. Man sollte meinen, daß einem Schriftsteller, der in einer solchen Zeit lebt, andere Probleme am Herzen lägen. „Sie hätten Gesprächsthemen genug gehabt“, sagt einmal Wawra in seinem Roman, „aber sie ließen sie alle liegen.“ Damit hat er leider allzu recht.

Ludwigsburg

Gunar Ortlepp

DER FLUCH DES LEBENS

Marek Hlasko: Der achte Tag der Woche und andere Erzählungen. *Aus dem Polnischen von Vera Cerny, Maryla Reifenberg und Hans Hoerke.* Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1958. 395 Seiten. 17.50 DM

„Nicht ich habe das Warschau erfunden, in dem die Menschen vor Angst zitterten. Nicht ich habe das Warschau erfunden, in dem das höchste Gut der Armen eine Flasche Schnaps war... dieses Warschau hat mich erfunden. Wer kann mir, und mit welchem Recht, befehlen, darüber zu schweigen? Für mich wird meine Jugend immer eine Wüste ohne Erbarmen bleiben.“ Sätze eines Briefes, den der heute etwa fünf- und zwanzigjährige polnische Schriftsteller Marek Hlasko, ehemals Redakteur der dann später verbotenen Wochenzeitung „Po Prostu“, an das polnische KP-Organ geschrieben hat, wohl als Antwort auf den Vorwurf, seine Literatur sei voll „deka-

denter Tendenzen“. Hlasko hat nicht geschwiegen; er hat sogar vielleicht, in Paris und anderswo, etwas zuviel geredet, und eine Zeitlang tat die Presse ein übriges und verwirrte uns mit sich widersprechenden Meldungen über die weiteren Entschlüsse dieses Autors, der im vergangenen Herbst in Westdeutschland um politisches Asyl nachgesucht hatte (und letzten Berichten zufolge sich mit der Absicht trägt, wieder nach Polen zurückzukehren).

Der Band enthält 16 Erzählungen verschiedener Länge, am umfangreichsten darunter die (bereits verfilmte) Titelerzählung, die schneidende Satire auf das stalinistische Polen unter dem Titel „Die Friedhöfe“, und die Geschichte eines Trinkers („Die Schlinge“), die in ihrer Art schlechthin meisterhaft ist. In ihnen hat Hlasko mit gleichsam wilder Genialität ein Bild von Warschau gezeichnet, das sich so leicht nicht wieder vergißt. Die Misere der Wohnungsnot, die Phrasen der Funktionäre („man müßte den Kommunismus vor den Kommunisten retten“), der helle Traum des Lebens und der Liebe und seine grausame Veteilerung, der trübe Himmel über den Betrunknen in den Rinnsteinen -: ein Alptraum, eine düstere Vision oder, mit den Mitteln der Kunst, die Wahrheit über das Leben in dieser Zeit?

Unvermeidlicherweise hat man diesem Schriftsteller das Etikett „zorniger junger Mann“ aufgeklebt. Aber man muß sehen, daß hier mindestens drei Faktoren zusammengekommen sind, um diese erstaunliche Begabung hervorzubringen: einmal, gewiß, jener eher irrationale, aus den Verhältnissen nicht ableitbare Zorn, der seit einigen Jahren, merkwürdigerweise, in verschiedenen Ländern in literarischer Hinsicht produktiv wird; ferner der begründete Zorn auf die Zustände in einem unfreien Staat, der Haß auf eine vorgegebene verbindliche Ideologie und auf jene, die sie als Geschwafel Tag für Tag, vor allem in der stalinistischen Ära, an den Mann brachten (dies der Vorsprung Hlaskos gegenüber den englischen „angry young men“, welche die

Objekte ihres Zorns gleichsam an den Haaren herbeiziehen müssen); und schließlich muß man sich vor Augen halten, daß nach Jahren der Abschnürung der Einstrom westlicher Literatur in Polen zweifellos wie ein plötzliches sehr starkes Stimulans gewirkt haben muß.

Die Schilderung der Misere des Alltags – etwa im „*Achten Tag der Woche*“, wo Liebende vergeblich nach einem Zimmer, nach einem Bett suchen – erinnert zuweilen an unseren Heinrich Böll („Und sagte kein einziges Wort“ oder „Das Brot der frühen Jahre“). Aber Hlasko – oder die polnische Wirklichkeit – ist härter, grausamer, brutaler, und der polnische Schriftsteller versagt sich und seinen Helden die Zuversicht des Glaubens. „... der Fluch, auch Leben genannt“, hat Hlasko irgendwo geschrieben, und in der Erzählung „Die Schlinge“ heißt es einmal: „Es gibt keinen schlimmeren Traum als das Leben. Und auch das geht vorbei.“ Es spricht für die Echtheit dieser Literatur, daß Aussagen wie diese nicht outriert, nicht wie aufgepfropfter Zynismus wirken, sondern wie eine erlittene Wahrheit. Selbstverständlich steht dahinter ein ungestilltes Verlangen nach Liebe, Reinheit und Stille – die Sehnsucht nach einem anderen Leben. Vereitelt wird dieses Verlangen durch die äußeren Umstände, die Erinnerung an Verfolgung und Kerker, und weil das Leben immer auch für seine eigene Schändung sorgt. Zumal für diese Selbstdestruktion hat Marek Hlasko einen beängstigend gut entwickelten Spürsinn – die Schlinge, die der Trinker am letzten Morgen seines Lebens sich um den Hals legt, um sich zu erhängen, darf als Figur dieses fatalen Kreislaufs gesehen werden. Auch in den anderen Erzählungen begegnen wir häufig brutalen und aggressiven Akten, und nicht ohne Bangen ist festzustellen, daß gerade durch diese Akte die „Tiefe“ des Lebens vom Autor sichtbar gemacht wird (wobei freilich daran zu erinnern wäre, daß jede künstlerische Ballung des Formlosen zu Gestalten ein aggressives Moment in sich birgt). Die Übertragung der Erzählungen verdient

Lob, auch wenn zu der Vermutung Anlaß besteht, daß ein paarmal ein Ausdruck etwas verrutscht ist und den Sinn des Originals nicht genau wiedergibt; auch stört, zumal in direkter Rede, die immer wieder vorkommende Wendung, daß sich Betrunkene in Kneipen und Gossen „herum-sielen“. Doch können diese kleinen Schönheitsfehler den Eindruck von der Kraft und Originalität dieser Texte nicht abschwächen, in denen moderne westliche Erzähltechnik verwendet wird zur Schilderung einer Wirklichkeit, die dieser Technik ihre düstere Trostlosigkeit, ihre Härte, eine uns fremde, unausgelaugte Szenerie entgegenbringt.

Berlin

Rudolf Hartung

ZU ABSICHTSVOLL

Kurtmartin Magiera: Im Paradies 9. Roman.
Verlag Josef Knecht, Frankfurt/Main 1958.
404 Seiten. 14.80 DM

Wir sind mißtrauisch geworden gegen erzählerische Werke, die uns das „Anliegen“ – zumal ein religiös verstandenes – ihrer Verfasser allzu spürbar nahezubringen versuchen. Erfüllt von ihrer Missionsaufgabe, im rechten Sinne Eiferer, vertrauen diese Autoren darauf, daß der Leser sich von ihrer Überzeugungskraft mitreißen läßt, um die formalen Mängel ihres Werkes zu verhüllen. Sie bedienen sich einer Direktheit des Schreibens, ohne zu erkennen, daß dergleichen in einem erzählerischen Werk, einem Roman etwa, heutzutage kaum noch statthaft ist; ja, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie das künstlerische Grundprinzip der Übereinstimmung von Form und Inhalt willkürlich mißachten, um das, was ihnen am Herzen liegt (und besser in den Rahmen eines Traktates gepaßt hätte), in die gängigere Form des Romans umzusetzen.

Diese Bedenken und Einwände lassen sich zum Teil auch gegen den zweiten Roman des jungen Schlesiers Kurtmartin Magiera

erheben. Ein Zeitroman mit dem Anspruch, Zeitkritik zu üben, ein Buch mit zweifellos hohem sittlichem Gehalt. Aber es erweist sich auch im Falle Magiera, daß hoher sittlicher Gehalt, die lautere Absicht allein, nicht genügen, um einen Roman zu schreiben, in dem sich die triste menschliche Existenz anhand einiger aus dem Alltag herausgegriffener Schicksale beispielhaft widerspiegelt. Das stimmt um so betrüblicher, als sich Magiera streckenweise als eine echte Begabung ausweist, als ein sicherer Erzähler, der sich jedoch in diesem Werk in der Wahl der ihm zur Verfügung stehenden Mittel vergriffen haben dürfte. Magieras Absicht, zu erschüttern, wird aufgehoben durch seine penetrant peinliche Art, das religiöse Fundament seiner Weltsicht zu akkurat, zu exemplarisch deutlich zu machen. Und da wird es dann trivial. Der Erzähler verliert sich in einer dünnflüssigen, beredten Exegese. Seine Intention, die Doppelbödigkeit menschlicher Existenz aufzuzeigen, scheitert an der vordergründigen, etwas zu selbstverständlichen Auslegung christlicher Heilsgewißheit.

Die Methode ist nicht neu. „Im Paradies 9“, das ist das Haus in der Paradiesgasse 9, ein Alltagshaus mit vielen Parteien, in dem sich das Schicksal einer Familie erfüllt.

Magiera deckt die Wände ab; er enthüllt die Geschehnisse der Bewohner, er spürt ihrem von Träumen, Gerüchten und Vermutungen durchzogenen Leben nach. Die Welt der kleinen Leute also, der bescheiden dahinglebenden Existenzen, die um nichts mehr bemüht sind, als die Fassadenwirklichkeit ihres Lebens krampfhaft aufrechtzuerhalten. Fünf Personen leben in der Wohnung der Krafts zusammen: die unverheiratete Edith, ihr zehnjähriger, unehelicher Sohn Paul (der Vater fiel, bevor es zur Hochzeit kam, im Kriege), die von ihrem Mann geschiedene Schwester Lisa, die als Barfrau arbeitet und die ganze Familie ernährt, der alte Kraft, Witwer, der nur noch den Träumen der Vergangenheit lebt, und schließlich der Untermieter Kriebel, der von seiner Familie getrennt ist, weil er in seiner Heimatstadt

keinen Arbeitsplatz findet. Das Gefüge der Familie Kraft bricht zusammen, als Edith von einem unbekannten Chauffeur ein Kind erwartet. Die Angst treibt sie in die Hände einer Pfuscherin, an dem verbotenen Eingriff stirbt sie. Die Familie, ihres betreuenden Mittelpunktes beraubt, löst sich auf.

Magiera will beweisen, daß der Mensch in den entscheidenden Situationen seines Lebens versagt, daß die Grenzen moralischer Vorurteile zu eng gezogen sind und das Leben zur Hölle machen, daß die Fassadenwirklichkeit (und damit weitgehend die Wirklichkeit unseres Lebens) trügt: hinter ihr warten Verhängnis und Untergang. Die Einsamkeit des einzelnen bleibt absolut, sofern sich der einzelne nicht in den bergenden Schoß der Kirche flüchtet.

Diese Beweisführung, so ehrlich sie gemeint ist, stimmt verdrießlich. Die Lösung erscheint zu einfach. Der komplexen Natur des Menschen so beikommen zu wollen, läßt sich sicher nur damit erklären, daß Magiera sich allzu früh schon auf das sichere Podest der Glaubensgewißheit zurückgezogen hat. Gewiß verdient das Thema unsere Aufmerksamkeit, aber man vermißt bei Magiera die nötige Distanz. Er scheut sich nicht, direkt in den Handlungsablauf seines Romans einzugreifen. Sein Stil, auf den ersten Blick knapp und klar, gewinnt im Verlaufe der Handlung etwas Verschwommenes, Unklares. Nicht frei von Pathos wird hier Leben vorexerziert, dem zwar nach außen hin in geschickter Kapitelsetzung ein kompositorisches Prinzip anzumerken ist, aber dieser Eindruck verliert sich nur allzu schnell angesichts einer zuweilen kunterbunt durcheinanderwirbelnden Diktion.

Hamburg

Heinz Albers

POESIE DES AUFSATZES

Kurt Matthies: Summe des Wanderns. Kösel Verlag, München 1959. 212 Seiten. 11,50 DM

Kurt Matthies hat vor etwa zwei Jahren ein vielbeachtetes Kriegstagebuch aus dem

Osten unter dem lebenswert unkriegerischen Titel „*Ich hörte die Lerchen singen*“ veröffentlicht. Solch ein Tagebuchdebüt stellt einem Autor aber bisweilen die Wege in andere literarische Kategorien. Der Verfasser scheint mit seinem neuen Prosawerk an dieser Schwierigkeit laboriert zu haben. Die rechten Stoffe und mit ihnen die zwingenden Formen sind ausgeblieben. Aufsätze, Skizzen, Deskriptionsübungen in hohen Ehren; sie lassen sich aber kaum dadurch zu einem „Werk“ integrieren, daß man einen feierlichen Titel wie „Summe des Wanderns“ darüber setzt. Das Buch ist zwar in mancher Hinsicht ein sehr ansprechendes literarisches „Wanderbuch“. Es enthält eine Reihe gelungener Studien und Bilder von Alpenlandschaften, von solchen der Rhön, der Lüneburger Heide oder des Bayrischen Waldes. Der Autor wollte aber bei dieser monographischen Erkundung und Bewältigung des Heimatraumes offenbar nicht stehenbleiben. Wandern soll in seiner „Summe“ zugleich metaphorisch auf die Zeit bezogen werden; es war auch ein geistiges Wandern durch das Leben gemeint bis hin zu den letzten Geheimnissen von Traum und Tod, von Erde und Meer im metaphysischen Aspekt. So naheliegend diese Verwandlung erscheint, so klein der Schritt einem sprachgewandten Schriftsteller vorkommt, derlei erfordert doch, wenn es nicht in einem halb meditativen, halb poetischen Sinnieren und Improvisieren steckenbleiben soll, mehr Klarheit der Positionen, einen weiteren Horizont des Wissens und Denkens, als er sich auf und zwischen den Zeilen dieser kurzen Aufsätze kundtut.

„Gestern noch, als ich den Talweg abwärts stieg, hatte ich ihre Pfliffe und Signale für Vogelrufe gehalten, für unsichtbarer Gradvögel Geschrei. Sie selbst aber, die Steinhocker, für leblose Stümpfe und graue Aufwürfe im Gelände des Kalkes, im Grün der Kräuterfleck. Es war mir wunderbar gelungen, den Steinalten zu bekriechen und durch die Reglosigkeit meiner Bewegungen zu beruhigen. Er selber, grauer, dicker

Pfahl auf seiner Bastion, schien mich nach und nach für einen Auswuchs des Hanges zu halten, der bald zunahm, bald abschwoll, genauso, wie seine Gestalt vor meinen Augen bald zu einem Kegelmännchen aufstieg, bald wieder in sich zusammensank . . .“

Derlei aus dem „Tal der Murmeltiere“ überträgt den heimlichen Lebensvorgang sehr sinnfällig in die Vorstellung des Lesers. Der Band enthält – vom Adler bis zur Zirkelkiefer, von den Libellen bis zu Medusen und Kakteen – eine feine kleine Sammlung ähnlicher Tier- und Blumenstücke, die das Detail der äußeren Welt scharf ins Auge nehmen, ohne doch zu lebloser Beschreibungsfotografie zu erstarren. Nur schade, daß solche nicht gering anzuschlagende Kunst dann immer wieder durch spekulative Zwischenspiele unterbrochen wird, bei denen derselbe Autor den erstaunlichen Leerlauf seiner Worte kaum noch zu bemerken scheint: „Ich will mein Testament machen. Was hätte ich zu hinterlassen in diesem Augenblick? Das, was man so Leben nennt. Die graue, trockene Existenz der Tage, diesen ganzen Mulm und Torf der Tätigkeit, in dem wir hin und her wühlen. Dies Nichts, Freunde, über das sich der Schrei unserer Leidenschaften zuweilen mit hastigen Flügeln erhebt, um in einer Wolke aufgewirbelten Staubes zu ersticken. Wohin ich blicke, die triste Ebene mit der rasch versandenden Spur unserer Taten – Sand die Hoffnungen, Sand die Begierden, Sand die Erinnerungen.“ –

Über einen zwischen seinem Kriegsbuch und diesen Aufsätzen erschienenen Gedichtband des Verfassers („*Zwischen Stund und Stunde*“) hat ein gutmeinender Rezensent gesagt, daß „die selbstverständliche und lautere Gebärde der Verse, ihre einfache, unverstellt atmende Poesie mehr überzeugen als jeder gewollte oder überanstrengte Modernismus“. Solch Urteil versteht man in dem, was es sagt, wie in dem, was es ungewollt gleichzeitig offenbart, recht gut, wenn man Anteil und Funktion der „Poesie“ in der Prosa des Autors an Passagen wie der oben zitier-

ten abzuschätzen sucht. Da ist in der Tat Dichtung noch nicht „modern“ geworden, d. h. zu ihrem eignen Leben erwacht, sondern in den Magddienst eines gehobenen Ausdrucks von Gefühlen und Gedanken gestellt. So etwas braucht kein Schaden für einen Schriftsteller zu sein. Man muß es nur wissen, um richtig unterscheiden zu können, bei welchen Gegenständen und in welchen Zusammenhängen eine so geartete „Poesie des Aufsatzes“ an ihrem Platz ist, und wo sie Aufsatz und Poesie gleichermaßen stört, wenn nicht zerstört. Der Band hätte sicher gewonnen, wenn er ein Weniger an Geist gesucht hätte und statt dessen noch etwas geduldiger und freudiger in der äußeren Welt der Landschaft, der Tiere, der Pflanzen, der Menschen in ihrem folkloristischen Aspekt verweilt wäre.

Berlin

Joachim Günther

STUDIEN ZUR LITERATUR

Wolfgang Kayser: Die Vortragsreise. Studien zur Literatur. Francke Verlag, Bern 1958. 306 Seiten, 18,50 DM

„Überall da, wo es auf das Gestalten ankommt, reden die Philosophen Unsinn“ – ein von Kayser zweifellos mit Genuß zitierter Satz Fontanes. Die Manie vieler Germanisten, eine wertende Stufenleiter für die Dichtung herzustellen anhand aufbauend-nützlicher oder philosophischer Aussagen, legt die Travestie nahe: „Die meisten Germanisten schreiben deswegen soviel Unsinn, weil sie nicht mehr auf das Gestaltete achten, sondern Philosophie treiben.“ (Wir werden dem armen Dichter schon zeigen, wie tief er eigentlich war . . .) Gegen diesen monotonen denaturierten Tiefsinn mucken seit geraumer Zeit einige auf, eine Gruppe von Fünfzigjährigen, zu denen auch der Göttinger Professor für Literaturgeschichte Wolfgang Kayser gehört. Die sehr noble Art, in der Kayser den Kampf führt – durch einfache methodische Darlegung, ohne stichelndes Fußnotengeplänkel – täuscht sehr

über die Schärfe der Auseinandersetzung. Denn mit der metaphysischen Tiefhuberei sind leider auch Laxheit, Inkongruenz, Schnellwassertum und Fahrlässigkeit in die literarische Forschung eingedrungen. Die eigentlichen Aufgaben werden vernachlässigt: strukturelle, typologische und historische Untersuchungen, Textinterpretation und kritische Editionen. Fragen, die dem Laien vorerst kaum etwas bedeuten, deren Mißachtung aber zur totalen Verzerrung eines gesamten Œuvre führen kann, wie Kayser es am Fall Schiller recht eindrucksvoll demonstriert.

Kayser ist durch sein inzwischen in vierter Auflage vorliegendes Handbuch „*Das sprachliche Kunstwerk*“ bekannt geworden, ein einführendes Kompendium, das an vielen Stellen schon die grundsätzlichen Überzeugungen enthält, die jetzt in der „*Vortragsreise*“ besonders deutlich werden: „Dichtung ist die *einheitliche* Gestaltung einer *eigenen* Welt mittels der Sprache“, wobei die Interpretation die adäquate Erfassung zu leisten hat. Einfache Thesen, wie es scheint, sie bedeuten aber praktisch eine bedeutende Relativierung sämtlicher übergeordneter Schemata, die die Autonomie des Kunstwerks beeinträchtigen. Das sagt Kayser auch häufig, etwa: „Die Poetik muß es aufgeben, feste Formtypen zu konstruieren.“ Oder, aus der entgegengesetzten Perspektive: „Die Schönheit des Kunstwerks wächst mit den Spannungen, die in ihm zur Einheit gefügt sind.“ Die grundlegenden Untersuchungen sind zweifellos die besten in diesem Band. Die mit Absicht an den Anfang gestellte Untersuchung über die Präfixe beispielsweise, die diesem spröden Thema geradezu einen „thrilling aspect“ abgewinnt, besonders anlässlich des „Werther“, so daß man unbedingt die Kürze bedauert und ebenso auch die Außerachtlassung der Präpositionen. Weiterhin der bereits berühmt gewordene Aufsatz „*Wer erzählt den Roman?*“, der zum erstenmal die entscheidende Tatsache erläutert, daß dem Leser wie dem Erzähler vom Autor Rollen erteilt werden: So wie der Leser in die Rolle schlüpft, die ihm zugedacht

ist, verwandelt sich auch der Erzähler in eine Figur, die weder mit dem Autor noch mit irgendeinem berichtenden Urahn identisch ist.

Trotz der eindeutigen Dominanz allgemeinerer Essays erzeugen jene doch eine gewisse Spannung des Lesers auf die Studien vor dem Objekt, die sich im wesentlichen mit Calderon, Goethe, Schiller und Kleist beschäftigen. Im wesentlichen – denn Kayser ist kaum von der, wie er kaustisch bemerkt, „Verspätung, zu der unser Beruf neigt“ betroffen; die Namen Kafka, Huxley oder Williams fallen durchaus. Der glanzvollste Aufsatz aus dieser Gruppe ist wohl „*Kleist als Erzähler*“. Kein sprödes Thema zwar, sondern, fast ebenso gefährlich, ein vielbehandeltes. Dennoch, wann ist schon einmal die Übereinstimmung von Satzgefüge, Geschehnisfolge, Raum und erzählerischer Stellungnahme bei Kleist so deutlich ausgesprochen worden: „Das sind die Phänomene, die diesen Erzähler reizen: wo wir vor dem Doppelantlitz der Wirklichkeit in Verwirrung geraten . . . Solche Doppelgesichtigkeit soll nicht das Werten entwerten. Eher im Gegenteil: Dieser Erzähler wertet dauernd, er kann gar nicht anders, und wir sollen es mit ihm tun.“

Das Zusammentragen heterogener, als Zeitschriftenabdrucke schwer erreichbarer Vorträge erwies sich als sehr glücklich; der Blick in die Werkstatt darf nicht unbedingt nur dem Kollegen freistehn. (Ein Schönheitsfehler: Die – richtigen – faktischen Angaben und Zitate auf p. 232 müßten mit jenen auf p. 210 koordiniert werden.) „Die Vortragsreise“ weicht sehr wesentlich von den früheren Büchern Kaysers ab: freier, lockerer, häufig mit heimlicher ironischer Distanz. Man spürt gewissermaßen die Anwesenheit eines gebildeten Publikums, das den Vortragenden zwingt, Forschungsarbeit darzustellen und dabei doch die Begrenzung des bloß Fachlichen immer wieder zu überschreiten.

Frankfurt/Main

Klaus Wagenbach

WELTANSCHAUUNGSKRITIK

Ernst Topitsch: Vom Ursprung und Ende der Metaphysik. Eine Studie zur Weltanschauungskritik. Springer-Verlag, Wien 1958. 320 Seiten. 26.– DM

Weltanschauungskritik sei heute unpopulär, sagt der Verfasser, und in der Tat haben die „Entlarvungen“ durch Psychoanalyse, Wissenssoziologie und positivistische Wissenschaftstheorie ihren Reiz einigermaßen eingebüßt. Was an all diesen weltanschauungs- und ideologiekritischen Verfahren so beklemmend war und ihren Kredit schließlich diskreditieren mußte, war weniger, daß sie zu wenig, als vielmehr, daß sie stets zuviel bewiesen: es war gar nicht abzusehen, wie die Entlarvung einmal nicht funktionieren sollte. Das Buch Topitschs hebt sich von dieser Literatur, das sei gleich gesagt, vorteilhaft ab. Was er vorzubringen hat, ist kontrollierbar, und selbst wenn er gar nicht gezeigt haben sollte, daß die Metaphysik an ihrem Ende angelangt ist, würde das den Wert seiner Untersuchung kaum beeinträchtigen. Mit anderen Worten: Seine Weltanschauungsanalyse hat ihren Bestand unabhängig davon, ob man sie zugleich als eine Weltanschauungskritik ansehen muß oder nicht oder in welchen Grenzen sie eine solche darstellt.

Topitsch ist ein Schüler des Wiener Philosophen Heinrich Gomperz, der vor einigen Jahren in den Vereinigten Staaten verstorben ist. Er weist selbst darauf hin, daß Gomperz diese Art von Weltanschauungsanalyse ausgearbeitet hatte. Die Ansätze dazu finden sich bei Gomperz schon früh, voll entwickelt freilich erst in späten, in Amerika erschienenen Abhandlungen, die nur Bruchstücke von dem geben, was Topitsch nun in selbständiger Weise umfassend durchführt. Es soll aber auf Gomperz hingewiesen werden um so mehr, als dieser so kenntnisreiche und scharfsinnige Philosoph nie die Aufmerksamkeit gefunden hat, auf die er Anspruch gehabt hätte.

Worum geht es? Zunächst um eine Fest-

stellung. Es läßt sich beobachten, daß gewisse Denkformen in der ganzen Breite der Kultur wirksam geworden sind: in Mythos, Philosophie, Politik und Kunst. Topitsch unterscheidet drei solcher Formen: die „biomorphen“, die „technomorphen“ und die „soziomorphen“, je nachdem, ob die Strukturen, unter denen die Welt in Mythen vorgestellt oder in der Philosophie begriffen wird, den Verhältnissen des Lebens, des Handwerks oder der Gesellschaft und des Staates entnommen sind. Topitsch verfolgt diese Denkformen oder Modelle der Weltauffassung ebenso durch die Mythologie wie durch die Geschichte der abendländischen Philosophie. Es ist schon sehr eindrucksvoll zu sehen, in welchem Maße das philosophische Denken von seinen Anfängen an im Banne insbesondere soziomorpher Modellvorstellungen gestanden hat und wie ein gut Teil seiner Probleme sich daraus herleiten läßt. Von besonderem Interesse sind dabei diejenigen Fälle, in denen gesellschaftliche Verhältnisse zunächst das Modell abgaben für die Auffassung des Kosmos, die auf diese Weise gedeuteten Verhältnisse des Kosmos dann jedoch wieder auf die Gesellschaft und den Staat rückübertragen werden, um diese einem allgemeinen kosmischen Gesetz zu unterstellen.

Es ist einleuchtend, daß sich auf dem Wege solcher Analogisierungen leicht Scheinfragen und Leerformeln ergeben. Die Frage ist aber, ob mit dem Aufweis des Ursprunges der Metaphysik aus der Verwendung solcher Denkformen, oder vielleicht noch ein wenig vorsichtiger gesagt, ob mit dem Aufweis, daß die Metaphysik sich ursprünglich in solchen Formen ausspricht, die sie in anderen Gebieten anwendet, als die sind, denen sie sie entnommen hat, schon gezeigt ist, daß die Metaphysik eines echten Gehaltes entbehrt. Topitsch scheint das anzunehmen, die Analyse ist für ihn auch zugleich schon Kritik.

Aber eine Erinnerung an den Modellbegriff, wie ihn die heutige Wissenschaftstheorie so ausgiebig verwendet, sollte hier zur Vorsicht mahnen. Sicherlich sind die durch soziomorphe Modelle gedeuteten Sachverhalte nicht von gleicher Struktur wie das Modell; aber in gewisser Hinsicht könnte das doch der Fall sein, und eben diese Hinsicht ist das Kind, das mit dem Bade ausgeschüttet zu werden droht. Aufgabe ist, die Strukturen eines Gebietes möglichst rein zu erfassen. Es ist wohl auf allen Gebieten der Wissenschaft so gewesen, daß man zunächst mit mehr oder weniger unzulänglichen Modellen arbeitete, bis man schließlich jene Strukturen so in die Hand bekam, daß man auf die Verwendung von Modellen aus anderen Gebieten verzichten konnte. Auch der Begriff des Naturgesetzes ist ja soziomorpher Herkunft, wie Topitsch zeigt, aber daran braucht man heute nicht mehr zu denken: wir haben von diesem Ursprung ganz abstrahiert. Und schließlich wäre auch zu bedenken, daß so manche von diesen sei es biomorphen, sei es techno- oder soziomorphen „Modellen“ gar keine eigentlichen Denkformen mehr sind, sondern bloße *façons de parler*. Kann die Philosophie auf solche verzichten, kann sie sich einer sozusagen „technischen“ Sprache bedienen wie eine gut durchkonstruierte Wissenschaft? Doch wohl nur auf beschränkten Gebieten, wozu noch kommt, daß, wenn es soweit ist, solche Gebiete sich selbständig machen.

Über diesen Fragezeichen wollen wir nicht übersehen, welche Aufschlüsse über die Philosophiegeschichte eine solche Untersuchung gibt, wie sie Topitsch durchgeführt hat, und wie wichtig die Erinnerung daran ist, daß wir in der Philosophie immer in Gefahr sind, die Tragweite bildlicher Ausdrücke zu überschätzen und damit in leeres Reden zu verfallen.

Hembsen

Jürgen v. Kempski

RUHM IM DEZIMALSYSTEM

Das Jahr 1959 ist ein Dreher-Jahr (nach dem Gründer des Schlierseer Bauerntheaters), ein Sistig-Jahr (nach dem Drehbuchautor), ein Knorr-Jahr (nach dem Erfinder der Knorr-Bremse). Naturfreunde können sich an Alexander von Humboldt halten, Geographen an Behaim, Juristen an Dreyfuß, Mediziner an Schleich. Aber nein, sie klammern sich alle an Schiller. Ist es eigentlich eine besondere Leistung, vor zweihundert Jahren geboren zu sein? Gewiß, Schiller hat das uns allen voraus. Dennoch hat er damit doch wohl kein besonderes Verdienst erworben. Eines Tages werden wir alle so weit sein.

Aber Schiller wird ja nicht wegen, sondern anläßlich seines zweihundertsten Geburtstages geehrt – sagt man. Und wenn zu so einem Jubiläum des Guten zuviel getan werde, dann sei das besser als zuwenig. Obendrein gäben die Gedenktage sehr willkommenen Anlaß, sich denkwürdiger Daten und Menschen zu erinnern. Nun, solchen Anstoß braucht Schiller sicher nicht, seine Stücke sind in der Spielzeit 1957/58 – der letzten „normalen“ für Schiller – auf deutschsprachigen Bühnen am zweithäufigsten inszeniert worden. (An erster Stelle stand Shakespeare, Goethe erst an fünfter.) Aber die Einwände zugunsten der Gedenktage zielen ja ins Allgemeine. Und auch die Anmerkungen dagegen gelten nicht speziell den Schillerfeiern, sondern dem Ruhm im Dezimalsystem überhaupt.

Als Rudolf Alexander Schröder im Januar 1958 achtzig Jahre alt geworden war, wurde er von seiner Vaterstadt Bremen in einem Festakt gefeiert. In der Dankesrede erwiderte er, man habe ihm gesagt, er habe sich nun zum achten Male „genullt“. Nun frage er sich, ob bei diesem Vorgang die Beachtlichkeit oder die Nullität überwiege. Die Honoratioren reagierten auf diese Selbst-

ironie, die zugleich den Festakt ironisierte, mit Heiterkeit. Doch es ist eine ernste Frage, inwieweit unsere Gewohnheit, Jubiläen zu feiern, beachtlich oder null und nichtig ist.

Es gibt ein, zwei Schillerjubiläen, die denkwürdig und vergessen sind. Vor hundert Jahren hat sich Schiller zum zehnten Male „genullt“. Und jener Gedenktag hatte wirklich eine Bedeutung für das ganze Volk. Dem Scheitern der Revolution von 1848 war eine Periode der Depression gefolgt. Der wiederhergestellte Absolutismus triumphierte in Gewaltmaßnahmen: Zensur, Haft, Verbannung. In jenen Tagen der staatlichen Reaktion wandte sich das Bürgertum vom Hegelschen Staatsgedanken ab. Der Fortschrittsgedanke des Idealismus wurde von Pessimismus überschattet. Nur sehr langsam flaute die Depression ab, und die Schillerfeiern im Jahre 1859 wurden zum Symptom für das langsame Erwachen nationaler und sozialer Hoffnungen. Auch Schillers hundertfünfzigster Geburtstag im Jahre 1909 war ein vaterländisches Ereignis. Gerade mit dem Namen Schillers verbanden sich stets nationale Hoffnungen und Erfüllungen. Selbstverständlich können wir den Geist jener Zeiten nicht mehr als verbindlich oder auch nur wünschenswert ansehen, es soll hier nur angedeutet werden, was für grundlegende Bedeutung gerade die Schillerjubiläen hatten. Als Thomas Mann 1955 seine Schillerrede in der Württembergischen Staatsoper zu Stuttgart und bald darauf im Weimarer Nationaltheater hielt, da war das zwar auch ein Politikum im Namen Schillers. Aber wir wissen ja, daß da nur eine Harmonie vorgetäuscht wurde, die gar nicht vorhanden war und ist. Schiller wird in Ost und West mehr gegeneinander als miteinander gefeiert. Immerhin, eine gewisse Gemeinsamkeit ist uns noch geblieben.

Diese – wenn auch verminderte – Wirkungskraft hat Schiller aber nur, wenn er sich „nullt“. Und da wird die Sache lächerlich.

In normalen Jahren ist er ein sehr brauchbarer Dramatiker und ein ergiebiges Objekt des Deutschunterrichts. In Jubiläums-Jahren aber ist er ein Idol. Schuld daran ist das Dezimalsystem. Ein zweihundertster Geburtstag erweckt allgemeines Interesse, aber mit dem zweihundertundersten lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Dabei ist er genauso einmalig wie der andere. Es ist, als habe die Ziffer Jubiläum, nicht der zu Feiernde. Von den „runden“ Zahlen geht eine seltsame Faszination aus. Sie lösen die Feierlichkeit aus. Je runder die Zahl, desto festlicher die Angelegenheit. Darum wird Schillers zweihundertster Geburtstag eine große Strapaze werden, auch für Schiller. Seine Position ist zudem noch vom vergangenen Schillerjahr geschwächt. Im Zeitalter der Massen, in dem die Nachrichtsmittel den Ruhm ins Unzählbare und Unermeßliche zu multiplizieren pflegen, ist der Berühmte einem gefährlichen Verschleiß ausgesetzt. Schillers Ruhm wurde durch seinen 150. Todestag in eine Krise gestürzt. Angesichts der damaligen Schiller-Hausse hatte man in Salzburg erwogen, Mozart zu seinem 200. Geburtstag gesetzlich zu schützen.

Bisweilen ist es nur noch die Freude an der runden Zahl, die den Gedenktag macht. So feierte eine der führenden Tageszeitungen Westdeutschlands die zweihundertste Wiederkehr der Silberhochzeit der Gemahlin Friedrichs des Großen in einem langen Gedenkartikel. Freilich bringt es die Freude an der Null mit sich, daß auch mancher ausgegraben wird, der zu Unrecht vergessen ist. Aber das sind nur die Glückstreffer in einem System, dessen Gesetz der Zufall ist. Sie werden dadurch aufgewogen, daß die Hochverehrten in den Jahren zwischen den Nullen „passé“ sind.

Als Goethe sich zum 20. Mal nullte, half ihm Chopin kollegial den Ruhm des Jahres tragen. Schiller hat ein ähnliches Abkommen mit Haydn getroffen, der es auf 150 und mit Händel, der es auf 200 Todestage gebracht hat. Auch Darwin und Gogol lassen Schiller nicht im Stich, und sogar die

Kleineren tun, was sie können: Julius Hart und die Duse sind hundert, der Postscheckverkehr ist im Januar fünfzig geworden und Edgar Allan Poe sogar hundertfünfzig.

Den Lebenden billigt man mildernde Umstände zu. Ihnen zuliebe spaltet man Dazennien. Man feiert 75. Geburtstage in dem guten Bewußtsein, daß hier immerhin ein Dreivierteljahrhundert zu feiern ist, und nachdem das Prinzip erst einmal angeknabbert ist, geht man dazu über, auch 65. Geburtstage öffentlich zu begehen. Aber so etwas tut der Lobredner mit einem schlechten Gefühl. Der 65. ist kein „rundes“ Jubiläum, dann geht man schon lieber zurück auf den 60. und auf das halbe Jahrhundert. Als Paul Heyse zu seinem 60. Geburtstag geehrt wurde – es war im Jahre 1890 – verwahrte sich eine der maßgeblichen Zeitungen Deutschlands feierlich dagegen, es möchte etwa Brauch werden, Dichter so unheimlich früh zu feiern. (Carl Spitteler hat das überliefert.) Inzwischen ist der Zehn-Jahres-Rhythmus der Ehrungen weiter in die „Frühzeit“ gewandert und in Fünfer-Gruppen aufgespalten worden. Noch weiter geht Alfred Polgars Vorschlag, die Jubiläen und „dekadischen“ Geburtstage „nach vorn“ zu verlegen, also den fünfzigsten Geburtstag spätestens am vierzigsten zu feiern und das Fest der fünfundsiebenzigjährigen Tätigkeit zu zelebrieren, wenn die fünfundsiebenzig Jahre beginnen, nicht wenn sie um sind. Denn da habe der „Jubilant“ viel mehr davon.

Warum werden wohl die Gedenktage so getreulich berücksichtigt? Wäre ich kein Publizist, so würde ich jetzt die Publizistik ironisieren. Ich würde sagen, der Gedenktagekalender verhilft zu einer bequemen Scheinaktualität und ist darum ein Geschenk des Himmels, das man nicht genug ausnutzen kann. Da ich das aber selbst tue – nicht zuletzt in diesem Artikel –, berühre ich diesen Punkt nicht. Viel wichtiger ist der Hinweis, daß tatsächlich Bedarf vorhanden ist, denn die Kulturmühle frißt Tag für Tag mehr Substanz, als produziert werden kann. Man muß sie darum mit alten Beständen füttern.

Aus dieser Not macht man die Tugend der Wiederentdeckung, der Neuwertung, der repräsentativen Komplettierung, des zyklischen Kulturereignisses mit Pauken und Trompeten. Das Dezimalsystem, das in unserer Zeit die höchsten kulturellen Weihen erhalten hat, wird vom Urtrieb des Zählens an den zehn Fingern hergeleitet. Die Freude an der Zehnerzahl stand bereits am Beginn des Denkens. Man könnte also den Spaß an den „runden“ Jahreszahlen zu den Atavismen zählen.

Stuttgart

Hans Daiber

BIBLIOGRAPHIE ROMANISCHER ZEITSCHRIFTEN

Der meisterwähnte und meistgedruckte Autor auch im Ausland ist immer noch Pasternak. Der „Fall Pasternak“ steht im Mittelpunkt der „*Temps Modernes*“ vom Januar 1959: K. S. Karol, Colette Audry und Isaac Deutscher nehmen zu ihm Stellung, besonders interessant sind Auszüge aus den Reden Bukarins und Pasternaks vom 1. Sowjetischen Schriftstellerkongreß 1934. Im gleichen Heft eine kleine Sammlung von satirischen Kurzgeschichten des jungen polnischen Autors Slawomir Mrozek, die zumeist innerpolnische, aber auch deutsche Probleme anpacken.

Die Dezemberrummer nimmt in Artikeln von Marcel Péju und Serge Mallet zum Referendum Stellung, das de Gaulle an die Macht gebracht hat. Bernard Dort, der auf Einladung des Süddeutschen Rundfunks die Bundesrepublik (mit einem Abstecher nach Berlin) bereist hat, schildert in einer faszinierenden Reportage ein Deutschland, das weder die alten Symbole der gotischen Türme (flèche) noch die der modernen Hochhäuser (cage = Käfig) mit echtem Leben erfüllt. „La flèche et la cage“ betitelt er seinen Bericht, der sich freilich auf das Ruhrgebiet, Köln und Hamburg beschränkt, aber in seiner sichtlichen Bemühung um Objektivität gerade dem deutschen Leser einen brillanten, scharfzeichnenden Spiegel vorhält.

In den „*Lettres Nouvelles*“, Februar, erzählt Pasternak von seinen „ersten Begegnungen mit Majakowski“ – das gleiche Heft untersucht in Beiträgen von Bernard Pingaud und Arthur Sandauer die Entwicklung der Erzählkunst („l'évolution de l'art narratif“). Im Januarheft Beiträge von Kateb Yacine (der in die erste Reihe der modernen französischen Erzähler vorgerückt ist), Yvan Goll (ein Gedicht: *Calle Virtude*), Geneviève Serreau, Jean Weber (über Lautréamont). Mit diesen beiden Nummern stellten die „*Lettres Nouvelles*“, die in den sechs Jahren ihres Bestehens zu einer der interessantesten literarischen Zeitschriften geworden sind, ihr Erscheinen als Monatszeitschrift ein: Sie werden nun als Wochenschrift weitergeführt, um zum Nutzen der Autoren und des Publikums einen weiteren Kreis erreichen zu können. Dem Unternehmen ist Erfolg zu wünschen!

„*Preuves*“, Januar, bringen einen innenpolitischen Artikel von Raymond Aron, Auszüge aus dem Journal des polnischen Schriftstellers Gombrowicz und eine „*Psychoanalyse du conformisme*“, die Richard Löwenthal nach dem Modell der amerikanischen Soziologen White und Riesman ausführt. In der Februarnummer bringt Denis de Rougemont den wohl originellsten Beitrag zum Fall Pasternak: Gleichsam in Fortsetzung seines Buches über den Tristanmythos („*l'amour et l'occident*“) stellt er in seinem Essay „*Nouvelles métamorphoses de Tristan*“ drei moderne Autoren nebeneinander, die in unserer soziologisierten und von Tabus befreiten Welt die Liebe zum Unerreichbaren („*l'amour passionné*“) beschreiben – Musil (der Mann ohne Eigenschaften), Nabokov (*Lolita*), B. Pasternak (Lara symbolisiert zugleich das russische Volk – „*Doktor Schiwago*“ ist für Rougemont ein echtes und ein symbolisches Liebesbuch). Tristan und Isolde, die sich den Verboten der Gesellschaft zum Trotz lieben, existieren also auch noch heute – nur die Tabus haben sich geändert.

In der „Nouvelle Nouvelle Revue Française“ vom Februar gedenkt Jean Schlumberger der alten „Nouvelle Revue Française“, die vor fünfzig Jahren gegründet wurde und die großen Namen der französischen Literatur unter ihren Autoren sah: André Gide, Jacques Rivière, Henri Ghéon, Jacques Copeau etc. – Im gleichen Heft werden eine Erzählung („Les voyages“) von Yves Regnier und Heisenbergs „Naturbild der heutigen Physik“ fortgesetzt, die im Januarheft begonnen hatten.

„Esprit“ untersucht im Januar die Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten mit Beiträgen der amerikanischen Gelehrten David Lerner, Lawrence Frank, Harold D. Laswell etc.

Im Mittelpunkt des Februarhefts steht eine Vorlesung von Max Weber über „Politik als Beruf“, von Paul Ricœur eingeleitet; Henri Bartoli berichtet über die „Revolution in der chinesischen Wirtschaft“.

Das Januarheft der „Table Ronde“ ist unter ein rein ästhetisches Thema gestellt: zur Frage „Qu'est-ce que l'art?“ nehmen eine Reihe von Artikeln der bedeutendsten Ästhetiker Frankreichs Stellung (Alain, Etienne Gilson, René Huyghe, Jacques Maritain, Etienne Souriau, Emmanuel Berl – als einziger Deutscher Hans Sedlmayr). Ramon Menendez Pidal und Martin de Riquier schreiben über das spanische Epos und den „romancero“.

Das Februarheft der gleichen Zeitschrift dagegen bietet eine Bestandsaufnahme der Naturwissenschaften („conscience de la science“): André Maurois schreibt über Alexander Fleming, Jean Rostand über „verschiedene Forschungstypen in der Biologie“, Max Weber über die „wissenschaftliche Berufung“ etc. – vor allem sei auf eine Untersuchung von René Poirier: „Aspects et situations de la méthode scientifique“ hingewiesen.

K. G. S.

NOTIZEN

Die Übertragung der Erzählung von VILLY SÖRENSEN (1929 in Kopenhagen geboren) besorgte Ellen de Boor. Einen Band Erzählungen dieses Autors wird der Insel Verlag unter dem Titel „Tiger in der Küche“ im Sommer herausbringen.

KARL ALFRED WOLKEN ist 1929 auf der Nordseeinsel Wangeroog geboren.

ERNST TOPITSCH, geboren 1919 in Wien, ist Professor für Philosophie an der Wiener Universität. Wir verweisen auf die Besprechung seines Buches „Vom Ursprung und Ende der Metaphysik“ im kritischen Teil dieses Heftes.

Der Text von JULIUS OVERHOFF stellt die Einleitung seines demnächst bei Glock &

Lutz, Nürnberg, erscheinenden Buches „Die Welt mit Dschingiz-Chan“ dar.

Von ERNST BLOCH erscheint in der Bibliothek Suhrkamp demnächst der Essayband „Geschick und Dasein“; ihm ist der in diesem Heft abgedruckte Text entnommen.

Von RAINER WUTHENOW, geboren 1928 in Rendsburg, brachten wir in Heft 36 den Aufsatz „Hundert Jahre Fleurs du Mal“.

KURT IHLENFELD, geboren 1901 in Kolmar, veröffentlichte zuletzt den Roman „Der Kandidat“, der in Heft 56 der NDH besprochen wurde.

Meisterwerke der modernen Fotografie

STRASSEN

Texte von Karl Zimmermann

Unter den von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Fotobänden verdienen die preiswerten Monographien des Bertelsmann Verlages besondere Beachtung. Nach den Werken »Frauen« und »Dichter« ist jetzt ein Band »Straßen« erschienen, der die vielfältige Atmosphäre der Straße in meisterhaften Fotos aus allen Kontinenten einfängt.

Süddeutsche Zeitung

DICHTER

Autoren der Gegenwart

Texte von Günther Steinbrinker

Der Bildband »Dichter« – genauso wichtig wie ein Literaturlexikon mit seinen biographischen und Werkangaben – ist eine Leistung, die nichts Ähnliches neben, höchstens unter sich hat.

Max Rychner

FRAUEN

Einleitung von Hans E. Friedrich

Ein realistisches und außerordentlich künstlerisch gestaltetes Bild von der Situation der Frau in unserer Zeit. Das Buch beginnt mit der Bildreihe »Die Frau im Mädchen«, fährt fort mit »Das Mädchen in der Frau«, »Der Mann steht hinter der Frau«, »Die Frau steht ihren Mann«, »Die Welt wird erfüllt«, »Die Welt bleibt leer« und schließt mit dem Bildkomplex »Die alte Frau«. Es läßt sich schwer sagen, welchen bewußt lebenden Menschen dieses Buch nicht interessieren könnte.

Deutsche Tagespost

Jeder Band hat 24 Textseiten und 96 schwarzweiße Kunstdrucktafeln. Großformat. Zweifarbiges zellophanierter Einband mit leinenverstärktem Rücken 9.80 DM

In Ihrer Buchhandlung · C. Bertelsmann Verlag

Heinrich Dannenbauer

GRUNDLAGEN DER MITTELALTERLICHEN WELT

453 Seiten. Leinen 33.- DM

„Dannenbauers Untersuchungen sind nicht nur für den Fachmann interessant, sondern man muß ihnen eine allgemeine Bedeutung zuerkennen: sie zeigen an berühmten Beispielen, wie die Forschung während langer Zeiten irregeführt werden kann, wenn gewisse Überlieferungen, sei es aus Ehrfurcht vor nationalen Traditionen, aus politischen Gründen oder einfach aus Nachlässigkeit, nie der Kritik unterworfen, sondern als sakrosankte Axiome stets weitergegeben werden.“

Basler Nachrichten

„Die vereinigten Aufsätze von Heinrich Dannenbauer sind eine Fundgrube historischen Wissens, das nie tief genug sein kann, um aus der Vergangenheit auch die deutsche Gegenwart besser, nein, um sie überhaupt erst zu verstehen. Besonders wertvoll - das muß betont werden - sind die Untersuchungen durch die eigene Methode des Verfassers, die alte Darstellungsweise der Verfassungsgeschichte zu verlassen und eine neue Anschauung von der Entwicklung des mittelalterlichen Staates und seiner Gesellschaft zu begründen.“

AZ Allgemeine Zeitung für Württemberg

Im Frühjahr erscheint:

Karl Wilhelm Nitzsch

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES

bis zum Augsburger Religionsfrieden

Unveränderter Nachdruck der 2. Auflage von 1892. XLIV und 1235 Seiten. Leinen 18.- DM

Nitzsch gehört zu dem Kreis der großen Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts. Gleichaltrig mit Jakob Burckhardt, Schüler von Niebuhr und Ranke, war er Kollege Mommsens. Seine „Deutsche Geschichte“ trägt alle Zeichen der hohen Qualitäten dieses bedeutenden Historikers und rechtfertigt die Neuauflage. Sie weist ihn aus als frühen Bahnbrecher der modernen universalhistorischen Sicht, wobei auch erstmalig die wirtschaftlichen Faktoren stärker berücksichtigt werden.

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Robert Penn Warren

Alle Wünsche dieser Welt

Roman. Aus dem Amerikanischen von Helmut Degner. 526 Seiten. Leinen 19.80 DM – „Alle Wünsche dieser Welt“ – Originaltitel „At Heaven's Gate“ – ist der dritte von Warrens Romanen, die in deutscher Übersetzung vorliegen. Seine literarischen Qualitäten sind ein weiterer Beweis dafür, daß Warren nicht zu Unrecht mit dem National Book Award und zweimal mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet wurde. – Schauplatz dieses Romans ist eine vom Trubel der verrückten zwanziger Jahre erfaßte Großstadt im amerikanischen Süden. Warren erzählt hier von jenen Jahren, in denen das „amerikanische Wirtschaftswunder“ seinen Höhepunkt erreichte und Kurs nahm auf den großen Bankkrach von 1929. Der Bankier Bogan Murdock, ein skrupelloser, aalglatter Geschäftsmann und Spekulant, steht an der Spitze einer wirtschaftlichen Großmacht. Dieser Murdock ist ein Mann, der alle Menschen – seine Familienangehörigen nicht ausgenommen – wie Schachfiguren behandelt, wenn es darum geht, das große Spiel um Macht und Reichtum zu gewinnen. „Zentralfiguren“ dieses skrupellosen Spiels sind Murdocks Tochter Sue und jene drei Männer, mit deren Hilfe sie dem unheilvollen Einfluß ihres Vaters zu entfliehen versucht. Politiker, Geschäftemacher, Künstler, Studenten, Arbeiter, Aristokraten, Farmer, verschrobene Heilige, Intellektuelle, Neger und verkommene Weiße gehören zum Ensemble dieses Romans, dessen epische Spannung noch gesteigert wird von dramatischen Einblendungen sozialer, rassistischer und menschlicher Spannungen.

„Der geborene Epiker hat“ – wie Geno Hartlaub seinerzeit über Warrens Roman „Der Gouverneur“ schrieb – „ein besonderes Verhältnis zum Phänomen der Zeit. Nur wenn er erzählend ihre bald schleppende, bald überstürzte Gangart nachzuahmen versteht, wenn er ihr Stocken und Atemholen ebenso sicher zu schildern vermag wie ihren breiten gleichmäßigen Fluß und ihre jähren Strudel und Stromschnellen, wird man ihm willig auf all seinen Wegen und Umwegen folgen. Robert Penn Warren verbindet diesen elementaren Sinn für die Kontinuität der Zeit mit jener organischen sprachlichen Kraft und Fülle, wie wir sie von den großen amerikanischen Epikern wie Thomas Wolfe und Faulkner her kennen.“

In jeder guten Buchhandlung

C. Bertelsmann Verlag



Dichtung fremder Völker

Juan Rulfo · Pedro Paramo

Roman. Aus dem Spanischen von Mariana Frenk. 177 Seiten, Leinen 9.80 DM, broschiert 4.80 DM – „Der ungeheuerliche Weg durch den Hades eines ganzen Dorfes, den Rulfo uns zu nehmen zwingt, ist zugleich ein Weg durch die alte Dunkelheit Mexikos, funkelnd von Grausamkeit, Stolz und Heimtücke. Mexiko befindet sich damit im Zustand der Selbstbewußtwerdung, der Selbstentdeckung. Wir sind sicher, daß seine Stimme im Chorus der lateinamerikanischen Völker immer vernehmlicher werden wird. Juan Rulfos Leistung auf diesem Wege ist ohnegleichen. Er hat eine Kontinuität des ältesten mit dem jüngsten Mexiko hergestellt.“

Werner Helwig in „Die Zeit“, Hamburg

Osamu Dazai · Die sinkende Sonne

Roman. Aus dem Japanischen von Oscar Benl. 167 Seiten, Leinen 9.80 DM, broschiert 4.80 DM – „Osamu Dazais Werk gilt als einer der Schlüsselromane zum Verständnis der jüngsten japanischen Geschichte. Es berichtet in eindringlicher Form vom Verfall einer der alten Familien Japans. Ohne daß Dazai die Ereignisse dramatisiert, erschüttert er uns. Das Buch bezieht seine Spannung aus der aufreibenden Wirklichkeit der japanischen Nachkriegszeit: es erzählt vom Umbruch, ist Spiegel jener makabren Atmosphäre, die manche Parallele zu den gleichzeitigen Vorgängen bei uns zeigt. Es ist deshalb gut, daß wir dieses Werk, das auch in Japan als bedeutendes Zeugnis seiner Nachkriegsliteratur betrachtet wird, kennenlernen.“

Helmut Uhlig in „Der Tag“, Berlin

Carl Hanser Verlag München

Der Lebensabend

Herausgegeben von Edith Mendelssohn-Bartholdy. 270 Seiten.

Mit 16 ganzseitigen Abbildungen. Leinen 10.80 DM

Aus der vielgehörten Sendereihe „Der Lebensabend“ entstand dieses Buch, das von der Kunst des Altseins und vom besonderen Sinn des Alters im Leben des Menschen spricht. Es soll ein Lesebuch für die alte Generation sein. Es wendet sich aber auch an diejenigen, die auf der Höhe ihres Lebens stehen und den Wunsch haben, selbst einmal ein möglichst gesundes und behagliches Alter zu erleben. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen sie sich bewußt und systematisch auf das eigene Alter vorbereiten. Dieses Buch soll auch denjenigen helfen, die Pflichten gegen betagte Menschen in ihrem Lebens- und Berufskreis haben.

Der Leser findet in diesem Buch in erster Reihe Aufsätze, die reife Menschen, die auf ein langes Leben zurückblicken, für ihn geschrieben haben. Sie versuchen, ihren Standpunkt und ihre wohlerwogenen Meinungen dem Gleichaltrigen nahezubringen. Es äußern sich aber auch Frauen und Männer, die durch ihre Berufsarbeit Erfahrung über die Lage der alten Generation sammeln. Die Beiträge bringen keine Vorschriften, nur Ratschläge und Richtlinien, die dem Leser Anregung geben sollen, den eigenen Standpunkt zu finden. Der Inhalt der Aufsätze ist sehr verschiedener Art. Philosophische und psychologische Betrachtungen über Altern und Tod beantworten Fragen, die uns gegen das Ende unserer Tage naturgemäß stark beschäftigen. Vielen Menschen ist ihr Alter nur eine Last. Sie finden nicht die richtige Einstellung zu den Prüfungen der Altersjahre, um in würdiger Haltung ihren Lebensabend zu vollenden. In soziologischen, medizinischen und fürsorgerischen Fachaufsätzen wenden sich Sachverständige an die Öffentlichkeit und die Behörden mit einer Klarstellung der Situation der alten Menschen und geben Anregungen zu neuen Maßnahmen. Der Unterhaltung und Belehrung dienen Aufsätze, die uns in das alte Berlin, nach Japan, in das Mittelalter und in die griechische Antike führen. Rückerinnerungen bringen den Lesern die eigene Jugend wieder nahe und fordern zu Besinnung und Betrachtung auf, die dazu verhelfen sollen, das Fazit des Lebens zu ziehen. Ergänzt werden die Aufsätze durch Fotos berühmter alter Männer und Frauen, die unsere Epoche mitgeformt haben.

R U F E R - V E R L A G · G Ü T E R S L O H

Georges Bernanos

Heinrich Böll

Jean Daniélou

Diego Fabbri

Eugen Gerstenmaier

Graham Greene

Friedrich Heer

Günter Jacob

Pedro Lain Entralgo

Gabriel Marcel

Dokumente

François Mauriac

Jean Monnet

Anders Nygren

Carlo Schmid

Robert Schuman

Paul-Henri Spaak

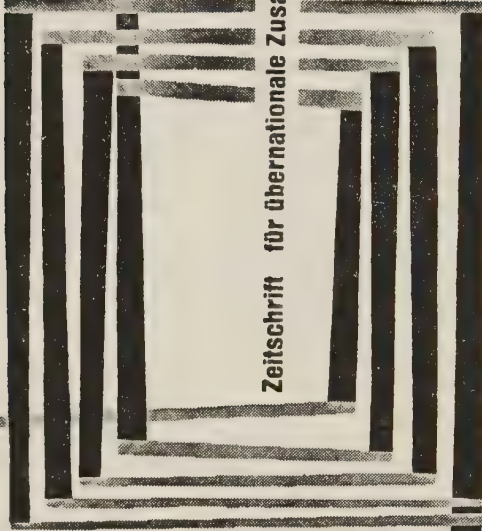
Literatur · Film
Theater · Kunst



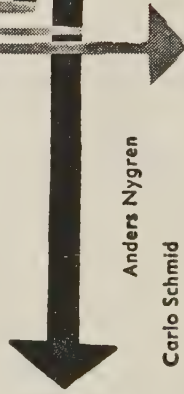
Geschichte
Politik



Zeitschrift für internationale Zusammenarbeit



Philosophie
Theologie



Wirtschaft
Gesellschaft

14. Jahr · Zweimonatlich im Umfang von 80 bis
100 Seiten · Jahresabonnement 12 DM · Ver-
langen Sie ein kostenloses Probeheft · Verlag
der Dokumente, Köln, Worringer Straße 11-13

Wir liefern in Kürze aus:

GERHARD STORZ

Der Dichter Friedrich Schiller

(1959. ca. 544 Seiten. Leinen ca. 26,50 DM)

Gerhard Storz legt zum Schiller-Jubiläumsjahr die Ernte einer lebenslangen Bemühung um Friedrich Schiller vor. In einer ebenso kenntnisreichen wie behutsamen Darstellung und Deutung der dichterischen Werke gibt er ein eindringliches Bild des Wesens und der Entwicklung von diesem Dichtertum. Dieses Werk läßt unsere landläufigen und klischeehaften Vorstellungen verblassen, denn am Ende steht ein Schiller vor uns, wie wir ihn nie ahnten, ein Schiller, dem es nicht mehr um den moralischen Gehalt, nicht mehr um den historischen Gegenstand, ja überhaupt nicht mehr um den Inhalt seiner Dichtung geht, sondern „nur noch“ um die künstlerische Forderung und ihre möglichst reine Verwirklichung in der Form.

RUDOLF BORCHARDT

Prosa II

Band VI der gesammelten Werke (1959 ca. 548 Seiten. Leinen ca. 28,50 DM)

Inhaltsverzeichnis: 1. Grundriß zu Epilegomena zu Homeros und Homer / 2. Altjonische Götterlieder unter dem Namen Homers / 3. Einleitung in das Verständnis der Pindarischen Poesie / 4. Über Alkestis / 5. Vergil / 6. Schröders Horaz / 7. Der Arme Heinrich Hartmanns von Aue / 8. Die großen Trobadors / 9. Dante und Deutscher Dante / 10. Epilegomena zu Dante, I.: Einleitung in die Vita Nova / 11. Epilegomena zu Dante, II.: Divina Commedia.

Den Kern der hier veröffentlichten elf Prosaarbeiten bilden die Nachworte zu Borchardts großen Übertragungen antiker und mittelalterlicher Dichtung, wie sie im Band V der Gesammelten Werke vereinigt sind. Ergänzt wurde diese Folge durch einige engverwandte Aufsätze. An die Spitze ist eine bisher ungedruckte Arbeit über Homers Ilias und über die sogenannte Homerische Frage gestellt. Diese knapp gefaßte, großzügige und schwungvolle Skizze sollte den Grundriß des überaus eigenständigen Homerbildes, das Borchardt sich erarbeitet hatte, festhalten, für den Fall, daß sein Leben für die Vollendung des geplanten großen Homer-Buches nicht ausreicht. Jeder der behandelten großen Dichter ist mit neuen Augen gesehen und aufs lebendigste dargestellt. Die Sprache ist temperamentvoll und packend, der Blickpunkt immer eigenartig, die Beleuchtung höchst suggestiv. Insgesamt bietet dieser Band eine formal und inhaltlich ausgesprochen einheitliche und harmonische Schriftengruppe. Ohne Zwang oder Künstelei ergab sich die Auswahl und die Anordnung dieser Folge, deren beide Eckpfeiler der neue große Homer-Essay und der Epilog zu Dantes göttlicher Komödie die weiteren Darstellungen aufs eindrucksvollste umschließen. Sie ergibt ein Gesamtbild von Borchardts Anschauung der griechisch-römischen Antike und des europäischen Mittelalters, das an Geschlossenheit und Kraft das bisher Zugängliche weit übertrifft.



ERNST KLETT VERLAG
STUTTGART

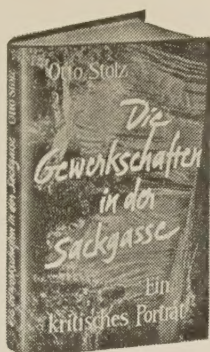
PAUL ERNST · Gedanken zur Weltliteratur

Aufsätze. 430 Seiten. Leinen 16.80 DM – „Man ist in Deutschland“ – so schreibt Günther Blöcker – „schnell mit dem Goetheschen ‚Bilde, Künstler, rede nicht!‘ bei der Hand, und so sind uns theoretisierende Dichter leicht verdächtig. Wenn aber Theorie und Praxis sich glanzvoll ergänzen, wenn sie sich wechselweise bestätigen wie im Falle Paul Ernsts, dann ist das eine beträchtliche Steigerung des Lebensgenusses. Es scheint, es wäre an der Zeit, daß Deutschland – 92 Jahre nach seiner Geburt, 25 Jahre nach seinem Tode – Paul Ernst entdeckte.“ Was hier über seine Erzählungen gesagt wird, das gilt – wie die 60 Arbeiten dieser Auswahl beweisen – in gleichem Maße auch für die essayistische Prosa von Paul Ernst.

ANLAGE UND INHALT DES BANDES:
Auf das einleitende Kapitel „Grundmotive“ (Meine Bibliothek – Neue Kunst und altes Spiegelbild – Menschenseelen in Afrika – Der europäische Roman u. a.) folgen die Komplexe „Zur Antike“ (5 Stücke, darunter „Das Brautkammerlied der Helena“) sowie 6 Gruppen über die verschiedensten Literaturen: die romanische mit 15, die englische mit 5, die skandinavische mit 6, die slawische mit 15, die indische und die chinesische Gruppe mit je 4 Stücken. „Chinesische Lyrik“, „Indische Plastik“, jeweils 6 Essays über Dostojewskij und Tolstoi, 2 Aufsätze über Kierkegaard, „Shakespeare und das deutsche Drama“, „Henri Murgers Bohème“, „Verlaine“, „Giotto“, „Der Cid“, 2 Arbeiten über Ibsen, „Zur schwedischen Literatur“ – diese wenigen Titelhinweise machen – setzt man sie in Beziehung zum Schlußsatz des eingangs angeführten Zitates aus dem „Tagesspiegel“ – eines klar, nämlich: Dieser Band ist eine Fundgrube für jeden echten Leser.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G



OTTO STOLZ

der kürzlich vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands als Mitglied ausgeschlossen wurde, weil er sich an der Aktion „Rettet die Freiheit“ beteiligte, schrieb dieses soeben erschienene, außergewöhnliche Buch.

Die Gewerkschaften in der Sackgasse

Ein Kritisches Porträt

218 Seiten, zwei graphische Darstellungen, Leinen 14,80 DM

Mit unerhörter Offenheit schildert der langjährige stellvertretende Chefredakteur des DGB-Organs „Welt der Arbeit“, Otto Stolz, die heutige Situation der deutschen Gewerkschaften, deren organisatorische und ideologische Erstarrung, das Verhältnis zur SPD, CDU/CSU und zum Staat, die Flucht in die Politik, kommunistische Infiltration, das Dilemma Mitbestimmung, Tarifgestaltung, Aufsichtsratsposten, die Rolle des Dr. Agartz und die Gefahr der Staatsverneinung. Nicht zuletzt die Gewerkschaften selbst werden aus den Feststellungen und Reformvorschlägen von Otto Stolz den größten Gewinn ziehen: im eigenen Interesse, im Interesse der Millionen Mitglieder und im Interesse einer sozialen Demokratie in Deutschland.

J e t z t i m B u c h h a n d e l e r h ä l t l i c h !

ISAR VERLAG · MÜNCHEN 22

PAUL TILLICH

Systematische Theologie

Band I: Einleitung: Wesen, Methode und Aufbau der Systematischen Theologie. 1. Teil: Vernunft und Offenbarung. 2. Teil: Sein und Gott. 352 S., engl. broschiert 19,80 DM, Ganzleinen 22,50 DM

Band II: 3. Teil: Die Existenz und Christus. 196 S., engl. broschiert 11,20 DM, Ganzleinen 12,80 DM

Band III: 4. Teil: Das Leben und der Geist. 5. Teil: Die Geschichte und das Reich Gottes. In Vorbereitung.

Beachten Sie bitte die ausführliche Besprechung von Joachim Günther in „Neue Deutsche Hefte“, April 1959, Seite 81/82. Es heißt dort u. a.:

„... Es fordert einen ausdrücklichen Akt der Kritiker-Disziplin, diesem Werk und seinem Autor nicht emphatisches Lob wegen der ihm eingekörperten Wahrheit, Schönheit und Güte zu spenden. Die zeitgenössische Theologie, die so reich an starken und pittoresken Persönlichkeiten zumal im protestantischen Bereich ist, hat in Tillich doch wohl ihren eigentlichen Meister gefunden, der auch die Philosophie und damit den autonomen Zeitgeist in einem Grade, wie es vor ihm in den neueren Zeiten nur Schleiermacher gelungen ist, in seine Systematik zu integrieren verstand, ja zu weitgehender Koexistenz und zu methodischer Vorherrschaft gebracht hat ...“

Verlangen Sie unseren Tillich-Sonderprospekt, der Sie über die weiteren Bücher des Autors informiert.

Der Remter

Zeitschrift für Kultur und Politik in Osteuropa

Zweimonatsschrift. Preis: Einzelheft 2,50 DM, Bezugspreis für ein halbes Jahr (3 Hefte) 6.— DM, zuzügl. 50 Pf. Versandspesen.

Herausgeber: Dr. Gerhard Gültow, Lübeck. Schriftleiter: Friedrich Spiegel-Schmidt, Berchtesgaden

Der Remter ist eine Zweimonatsschrift, die als christliches Ausspracheorgan nach Antworten auf die brennenden Fragen der Gegenwart sucht. Namhafte Mitarbeiter vermitteln in 64 Text- und 4 Bildseiten das aktuelle Geschehen des gesamten Ostraumes. Der Remter befaßt sich mit den großen Grundsatzfragen und bringt Beiträge, die sich aus dem Verhältnis staatlicher Systeme zu Mensch und Volk ergeben. „Schon in der kurzen Zeit ihres Erscheinens wurden diese Hefte zum führenden Organ für alle, denen es um den neuen notwendigen Weg des deutschen Geistes im Osten und um die deutsche Ostpolitik geht.“

Norddeutsche Volkszeitung, Bremen-Niedersachsen

Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart